



Redacteur: Dr. A. Diezmann in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neue, Von dem Guten das Beste.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

68. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Tblr.
mit Stahlstichen 8 Tblr.

Geheilte Wunden.

Novelle
von
J. Grimm.
(Schluß.)

Der Tag, an dem man Gotthardt erwartete, brach endlich an. Gabriele hatte den Kindern gesagt, sie würde nicht zu ihnen kommen, so sehr sie bitten mochten. Sie wollte keinen Schatten auf das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn werfen durch ihre Gegenwart.

Sie saß bei ihrer Arbeit still zu Hause. Charlotte ging ab und zu: singend, plaudernd und scherzend. Sie hatte tausend muntere Einfälle, tausend Zärtlichkeiten für die Freundin und konnte sich, trotz ihres guten Willens, nicht enthalten, auch von dem jungen Herrn von Warthau zu sprechen und von seiner Rückkehr, von der ihr Gabriele gesagt hatte. Gabriele ließ Alles ruhig geschehen; ihre Gedanken waren bei dem Geliebten.

Es war spät am Nachmittage, als draußen die Glocke gezogen wurde; eine Männerstimme fragte nach Gabriele . . . o, diese Stimme! . . .

Gabriele wartete nicht bis gemeldet wurde, sie trat in das Empfangszimmer, als eben Gotthardt zur andern Thüre eintrat.

Da stand er vor ihr, edel und ruhig, wie er in ihren Gedanken gelebt hatte! Sein Auge strahlte freund-

lich und liebevoll, und als sie ihm die Hand reichte, ohne eine Wort sagen zu können vor Glück und Thränen, zog er sie an sich und schloß sie in seine Arme. Sie wehrte es nicht. Es war eine kurze selige Stunde, die Beide nun verlebten; Niemand kam, Niemand störte sie. Die freundliche Charlotte hatte die Thüre hinter der Freundin geschlossen und saß draußen im Nebenzimmer, bald eine Arbeit, bald ein Buch ergreifend, ohne doch zu irgend einer Beschäftigung Ruhe zu haben. Als Gotthardt wieder ging, trat Gabriele mit freudestrahlendem Blicke zu der Freundin, die sie umarmte und zärtlich fragte, ob sie glücklich sei.

„Ja, ich bin glücklich!“ sagte Gabriele, „und er ist es auch.“

Sie hatte eigentlich nicht gewollt, daß zwischen ihr und Gotthardt von ihrer Liebe gesprochen werden sollte; sie wußten ja Beide, was sie einander waren und daß sie sich treu sein würden. Und mußten sie nicht des Vaters Willen gehorsam sein, der sie trennte? Aber als Gotthardt sie seine Braut nannte und so einfach und offen zu ihr sprach, da konnte sie sich nicht Wort halten, auch sie mußte sagen, was sie so lange verschwiegen und was er doch wußte. Beide aber waren einig, daß sie geduldig warten wollten, bis der Vater endlich doch in ihr Glück einwilligen würde. Hoffnung und Vertrauen beselte die Liebenden. — Sie sahen sich nun alle Tage. Gabriele kam viel zu den Kindern; dort begegnete sie freilich jetzt immer dem Vater, der argwöhnisch während ihrer Anwesenheit zugegen blieb

und alle Blicke und Worte überwachte, die sie mit Gotthardt wechseln mochte. Er selbst redete fast nie mit ihr und wenn er es that, waren seine Worte streng und kalt, oft sogar hart; dennoch wiederholte er ihr verschiedene Male, daß er wünsche, sie viel bei seinen Kindern zu sehen, weil das die letzte Bitte seiner Frau gewesen. Gabriele war sanft und geduldig in seiner Gegenwart und vermied so viel als möglich jedes Gespräch mit Gotthardt. Auch des jungen Mannes Betragen war, zur großen Beruhigung der Tante, ruhig und zurückhaltend gegen die Geliebte. Er ging übrigens jetzt viel aus, er bereitete sein Werk vor in dem neuen Hause des Rathsherrn. Zudem hatte er unternommen, die schöne Tochter des Patriciers zu malen, um was er gebeten worden.

Diese Tochter war nun Niemand anders, als Eugenie Dankmar, die Gattin des Mannes, der in Gabriels Leben eine so seltsame Rolle spielte. Als Gabriele von Gotthardt zuerst ihren Namen hörte, konnte sie nur mit Mühe ihre Verwirrung vor dem Geliebten verbergen. Aber sie hatte sich das Wort gegeben, von dem Vergangenen nicht mit ihm zu reden, so schwer es ihr auch wurde, zu schweigen.

„Ich kann diese Frau nicht malen!“ rief eines Tages Gotthardt voll Unmuth, als er aus dem Hause des Rathsherrn kam, „es ist unmöglich! Ich stehe vor ihr wie ein roher rücksichtsloser Mensch, der sich in das Geheimniß ihres Grams eindringen will. Sie ist sanft und resignirt, aber ich sehe ihr die Pein an, die es ihr verursacht, wenn ich ihre Züge studire . . .! Ich mag sie nicht länger quälen; ich werde dieses Porträt nicht fertig malen!“

„Sieht sie denn gar so traurig aus?“ fragte Gabriele voll Mitleid.

„Ich kann sie nicht ansehen, ohne mich ganz ergriffen zu fühlen,“ erwiderte Gotthardt; „sie muß sehr unglücklich sein . . . ich glaube fast, ich habe errathen, warum.“

Gabriele ließ die Arbeit sinken, die sie in den Händen hielt und blickte mit ängstlicher Spannung auf; er fuhr fort: „Ich sah sie heute zum ersten Male mit ihrem Mann. Die Einblicke, die ich in dieses Verhältniß erhielt, erklären ziemlich deutlich den Kummer der jungen Frau. Herr Dankmar trat in's Zimmer, während ich malte; ich sah, wie seine Frau erröthete und auf ihn zueilten wollte; er grüßte sie aber kalt, ging an ihr vorüber und trat zu mir. Er machte mir einige sehr gleichgiltige Bemerkungen über das Bild und kam bald auf andere Dinge zu reden. Die junge Frau sah blässer und trauriger aus, als vorher; sie trat auch herzu und mischte sich in das Gespräch, wobei sie immer den Blick auf ihren Mann gerichtet hatte. Er war schroff und kaum

höflich, wenn er zu ihr sprach; endlich, als er wieder gehen wollte, begleitete sie ihn und reichte ihm an der Thüre die Hand. Er führte diese Hand mit einem sehr ironischen Lächeln an seine Lippen und ging. Als sie sich wieder zu mir wendete, hatte ihr Gesicht einen so schmerzlichen Ausdruck, daß es mir unmöglich war, weiter zu malen. Ich suchte einen Vorwand, mich zu entfernen und verließ sie. Nun ist mir alle Freude an dieser Arbeit verdorben, so schön mein Original auch sein mag; ich werde mich schwer zu ferneren Sitzungen entschließen können.“

„Die arme Frau!“ sagte Gabriele, sichtlich bewegt.

„Was verdient wol dieser Mann, der sein Weib so unglücklich macht, Gabriele?“ fragte Gotthardt lächelnd, indem er zärtlich auf die Geliebte sah.

„Er ist vielleicht selbst sehr unglücklich!“ erwiderte Gabriele ernst.

Einige Tage nach diesem Gespräche ließ sich der Rathsherr bei Herrn von Warthau melden. Sein Gesicht hatte einen so feierlichen Ausdruck, daß der Jugendfreund ihn erstaunt ansah, ehe er Worte fand, nach seinem Begehren zu fragen. Der Eingetretene nahm auch sogleich selbst das Wort: „Wir sind von einem schweren Schlage betroffen, Warthau,“ sagte er langsam; „kaum weiß ich, wie ich Ihnen mittheilen soll, was geschehen ist. Er schwieg eine Weile, währenddem ihn Herr von Warthau mit gespanntem Blicke betrachtete, dann fuhr er fort: „Mein Schwiegersohn ist an Allem schuld; seit er in die Familie eingetreten ist, scheint es, daß sich das Glück von uns gewendet hat. Zuerst hat er meiner Tochter das Herz gebrochen, da er vom ersten Tage nach ihrer Verheirathung an gezeigt hat, daß er nur ihr Geld, nicht sie selbst liebte; . . . und jetzt? . . . Nun, jetzt hat er sie auch noch um dieses Vermögen gebracht und um mehr, als das: um das Glück ihres ganzen Lebens! . . . Um es kurz zu machen: er hat sich in Speculationen gestürzt, die ihn selbst, und mich dazu, vollständig ruiniert haben. Gestern kam es zur Entscheidung; er sah, daß Alles verloren war. In der Verzweiflung hatte er nichts Anderes zu thun, als nach dem Pistol zu greifen: er wollte sich erschießen. Das ist ihm zwar nicht gelungen; der Schuß war nicht tödlich, er hat ihn nur gestreift . . . Nun liegt er verwundet da mit dem Bewußtsein dieser That und des Clends, das er über die Seinen gebracht! . . . Genug davon! Was ich Ihnen zu sagen kam, ist nun, daß unser Unglück leider auch für unsere Freunde Folgen hat, die wir nicht abwenden können. — Mein Haus ist in den Händen der Gläubiger; ich kann nicht daran denken, es jemals wieder zu erlangen. Wie ich Ihren Sohn für das Werk entschädigen soll, was er dafür vorbereitet hat, weiß ich

jetzt noch nicht; der Gedanke daran ist mir unerträglich . . . sagen Sie es ihm. Ich kann mir denken, wie schwer es ihn treffen wird, jetzt von dieser Arbeit abzustehen, in dem Augenblicke, wo er an die wirkliche Ausführung schreiten wollte. Wie sehr es mein Schicksal erschwert, daß er in dieser Weise mit herein verwickelt ist, kann ich nicht sagen.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund!“ sagte Herr von Warthau in sanftem Tone. „Gotthardt ist ein Mann; er hat schon Schweres ertragen und wird sich auch in das Gegenwärtige zu finden wissen.“

Sie hatten nun noch ein langes ausführliches Gespräch miteinander, worin Herr von Warthau, ganz gegen seine Art in der letzten Zeit, lebhaft und theilnehmend in die Angelegenheiten der Andern einging. Als ihn der Rathsherr eine Stunde später verließ, trat er mit einem Ausdruck von Erregtheit in das Wohnzimmer, wie sie lange Niemand an ihm wahrgenommen hatte.

Gotthardt war wie vom Blitz getroffen bei der Nachricht, die sein Vater brachte. Er stützte den Kopf in beide Hände und blieb lange unbeweglich in dieser Stellung.

Herr von Warthau betrachtete ihn schweigend; auf seinen Zügen kämpfte eine große Bewegung.

„Das ist wieder eine Prüfung, mein Sohn,“ sagte er endlich ernst, „Du wirst auch diese männlich ertragen.“

„Ja, mein Vater!“ sagte Gotthardt, mit einem stolzen, aber schmerzlichen Lächeln den Kopf erhebend.

Der alte Herr sah nach dem Fenster, wo Gabriele lehnte, die Stirn gegen die Scheiben gedrückt. Er machte eine Bewegung, als wolle er auf sie zugehen, aber er schien sich anders zu bestimmen.

„Wir werden weiter zusammen reden, Gotthardt,“ sagte er zu diesem. Darauf verließ er das Zimmer.

Als er fort war, stand der junge Mann auf; er trat zu Gabrielen, die noch immer unbeweglich am Fenster stand.

„Gabriele,“ sagte er sanft, indem er seinen Arm um sie schlang und sie küßte, „Du liebst mich, nicht wahr?“

Sie wendete sich nach ihm zurück und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „O, mein Geliebter!“ sagte sie in Thränen ausbrechend, „ja, ich liebe Dich!“

„Dann ist Alles gut,“ erwiderte er; „weine nicht, beruhige Dich!“

Die Tante war im Zimmer geblieben, sie hatte die Beiden gewähren lassen; jetzt trat sie lächelnd herzu. „So ist's Recht,“ sagte sie, „habt Euch lieb, meine Kinder und haltet ruhig aus; es kommt gewiß bald die Zeit, wo Alles noch gut wird!“

„Gut!“ sagte plötzlich Gabriele, indem sie die Hand

auf ihre Stirn legte. „Ja, für uns, so Gott will . . . aber die Unglücklichen dort! Die arme junge Frau . . . und dieser Mann!“

„Ihm wäre besser, er lebte nicht mehr!“ sagte Gotthardt streng.

„O, sage das nicht, vielleicht ändert ihn das Unglück!“ rief Gabriele; ihr schauderte bei dem Gedanken an das Schicksal dieses Mannes, den sie einst zu lieben gewöhnt hatte. Sie drückte Gotthardt's Hand, die sie in der ihren hatte und sah ihm mit einem Blicke hingebender, dankbarer Liebe in's Gesicht.

„Gabriele!“ rief plötzlich Elschen in's Zimmer herein. „Komm schnell heraus, eine Dame ist da, die Dich sehen will!“ Die Kleine ergriff Gabrielen bei der Hand und zog sie mit sich fort.

Eugenie Dankmar stand auf der Flur. Die junge schöne Frau war bleich, ihr Gesicht trug die Spuren der Thränen, die sie vergossen. „Fräulein,“ sagte sie mit stehender Stimme, „o kommen Sie! Bitte, kommen Sie! Er ruft immerfort nach Ihnen, er hat keine Ruhe . . . gewiß nicht, bis er Sie gesehen hat! Reden Sie freundlich zu ihm, o bitte! Er leidet so sehr!“ . . . Sie brach wieder in Thränen aus. Gabriele redete ihr freundlich zu, sich zu beruhigen, sie wolle mit ihr gehen. Ihr Entschluß war gefaßt: es galt ihr um jeden Preis, diese Frau zu trösten, an deren Leiden sie eine große Schuld trug.

Als die Beiden in das dunkle Krankenzimmer traten, fühlte sich Gabriele sehr beklommen: sie hörte den Verwundeten schmerzlich ihren Namen rufen. „Ich bin da,“ sagte sie leise; „was wollen Sie von mir?“

Er sah sie starr an. „Sie ist's! Gabriele! Das war ihre Stimme!“ sagte er. „Sprich noch mehr, Gabriele!“

„Sie müssen ruhiger sein; ich bleibe jetzt hier —“ sagte sie bewegt.

Er senkte tief und schloß die Augen. Seine Frau stand neben Gabrielen, die ihre kalten Hände in den ihren hielt; sie sah angstvoll auf ihren Gatten, der unbeweglich lag.

„Er wird nicht sterben, nicht wahr?“ sagte sie in stehendem Tone, indem sie sich zu Gabrielen neigte.

Der Kranke schlug die Augen wieder auf.

„Sterben?“ sagte er mit einem schwachen Lächeln. „O nein, Eugenie! Jetzt nicht mehr!“

Sie kniete neben dem Bette nieder, nahm seine Hand und küßte sie sanft. Er schien es nicht zu bemerken, er sah erschöpft aus, aber ruhig. Nach einer Weile richtete er sich ein wenig in die Höhe und sah bewusst und klar um sich; als sein Blick auf Gabrielen fiel, flog eine leichte Röthe über sein blaßes Gesicht. „Ist es denn kein Traum?“ sagte er, „ist Gabriele wirklich hier? . . .“

O, Eugenie! wie soll ich Dir das vergelten!“ Er sah auf die knieende Frau herab und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Du bist gut, wie die Engel Gottes!“ sprach er weiter, indem er ihr sanft seine Hand entzog und sie auf ihr Haupt legte. „Kannst Du mir verzeihen, was ich an Dir gesündigt habe? Ich will nicht ruhen, bis ich Alles wieder gut gemacht habe; ich will arbeiten, bis Du wieder reich und glücklich bist . . . aber vergieb mir!“

Eugenie lächelte glücklich. „Ich habe Dir längst vergeben!“ sagte sie.

Gabriele stand unbeweglich an dem Lager; sie hatte die Hände gefaltet. „Gott gebe Euch Frieden!“ betete sie leise.

Es war lange still in dem Zimmer. Der Kranke schlief ein.

„Sie haben ihn gerettet!“ sagte endlich Eugenie zu Gabriele, als sie seine ruhigen Athemzüge hörte; „er wird nun genesen!“

„Ja, er wird genesen!“ erwiderte Gabriele, indem sie die junge Frau in ihre Arme schloß; „und dann werden Sie glücklich sein!“

Eugenie senkte die Augen. „Ja, und das danken wir Ihnen!“ sagte sie demüthsvoll. — —

Gotthardt erwartete voll Unruhe Gabrielens Rückkehr. Er konnte sich nicht erklären, welche Beziehungen es zwischen ihr und Frau Eugenie Dankmar geben konnte. Er stand am Fenster und schaute gedankenvoll auf die Straße, die er sie gehen sah. Als er sie endlich wieder erblickte, athmete er tief auf. Er eilte ihr entgegen.

„Du sollst Alles wissen!“ erwiderte sie auf seine stürmischen Fragen. „Alles!“ Und sie begann nun zu erzählen von ihrer ersten Begegnung mit dem Unbekannten im Garten an. Sie bekannte ihr leidenschaftliches Interesse für ihn . . . ihren Schmerz über seine Verlobung . . . ihre Reue darüber, daß sie sich dieser unberechtigten Neigung hingegeben; sie erzählte dann, wie sie sich losgerissen, wie sie nach Warthau gekommen und dort ihn — Gotthardt — gesehen, in seinem reinen Schmerz und seiner hohen Liebe. Wie sie da zum ersten Male erkannt, was wahre Liebe sei, und wie nach und nach ihr Herz sich gelöst von den alten Banden, und ihm hingegeben, den sie liebte — auf ewig!

Gotthardt hörte ihr schweigend zu. Als sie berichtet hatte, wie sie später Ludwig Dankmar wieder gesehen, wie er ihr zuletzt seine Liebe gestanden, wie sie dann wol bewegt und erschüttert gewesen, aber doch im Herzen ruhig, weil sie gehofft, es müsse sich Alles wieder ausgleichen, und besonders, weil sie sich stark gefühlt durch den Gedanken an den Geliebten und an seine Treue, . . . da nahm Gotthardt ihre beiden Hände und drückte sie

fest gegen seine Brust. „Gott sei Lob und Dank, der Dich behütet hat!“ sagte er, ihr mit einem langen Liebesblicke in die Augen sehend.

„Und nun ist Alles gut!“ fuhr sie erleichtert fort. „Auch er ist geheilt! Er hat eine schwere Erfahrung gemacht; er hatte sich selbst aufgegeben. Jetzt sind ihm aber die Augen aufgegangen. Eugenie hat ihn gerettet mit ihrer treuen Liebe, die in den bittersten Prüfungen keinen Augenblick erschüttert war. Er wird nun arbeiten, das Verlorene wieder zu gewinnen, und wird sie gewiß glücklich machen!“ . . .

„Wie Du mich, Gabriele, nicht wahr?“ unterbrach sie Gotthardt, indem er sie zu einem Lehnstuhle führte. „Jetzt ruhe Dich aus, Du bist ganz erschöpft.“

In diesem Augenblicke trat Herr von Warthau in's Zimmer: „Bleiben Sie ruhig sitzen, Fräulein Gabriele,“ sagte er in freundlichem Tone zu dieser, als sie sich wieder erheben wollte. „Gotthardt sagt, daß Sie erschöpft sind, er hat Recht, man sieht es Ihnen an. Gotthardt,“ sprach er dann, zu seinem Sohne gewendet, „ich habe einen Vorschlag für Dich, der Dich etwas über die verfehlten Pläne mit dem Rathsherrn trösten soll: Du sollst mir den Saal in Warthau malen, den großen im ersten Stock. Du hast selbst oft gesagt, daß er wie dazu bestimmt sei, mit Fresken geschmückt zu werden. Das wird Dich vielleicht zerstreuen . . . und dann . . .“ Er zögerte und sah Gotthardt prüfend an; seine Stimme bebte, als er weiter sprach: „Du hast mir einmal gesagt, Gotthardt, daß Du Deiner Eva eine Nachfolgerin erwählt hast; ich will nicht länger Deinem Glücke hinderlich sein. Stelle mir Deine Braut vor, ich will sie als meine Tochter willkommen heißen.“

Gotthardt wendete sich nach Gabrielen zurück . . . sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Das ist der Himmel, mein Vater!“ rief der junge Mann bewegt. Er trat an den Stuhl, nahm Gabrielens Hände von ihrem Gesichte, strich ihr das Haar von der Stirne und küßte seine Braut. Gabriele stand auf und reichte Herrn von Warthau schweigend ihre Hand. Er drückte sie herzlich . . .

„Liebe Gabriele,“ sagte er, „ich hoffe, Sie werden es mir vergeben können, daß ich so lange Ihren und meines Sohnes Wünschen entgegen gewesen bin. Ich muß Ihnen ganz offen bekennen, daß ich bis in die allerletzten Tage nicht habe an die Wahrheit dieser Liebe glauben können, besonders bei Gotthardt, den ich vor so kurzer Zeit um seine erste Braut so tief trauern gesehen hatte. Ich hielt es bei ihm nur für ein Bedürfniß, sich zu zerstreuen und leichtsinnig seinen Kummer zu vergessen. Ich wünschte außerdem für meinen Sohn eine Heirath, die ihm äußerliche Vortheile brächte und

glaubte, daß auch für ihn selbst eine Zeit kommen würde, wo er auf diese mehr Gewicht legen könnte. Sein treues Beharren auf seinem Sinne erbitterte mich mehr und mehr; ich sah darin nur Troß und Widerspruchsgeist; und keine Vorstellungen meiner Frau, die ganz anders dachte, haben vermocht, mich von diesem Gedanken abzubringen. Selbst als sie auf ihrem Sterbebette noch den Wunsch aussprach, ich möchte meinen Sinn in Bezug auf diese Sache ändern, blieb ich unbeweglich. Erst neuerdings habe ich erkannt, daß ich Unrecht hatte. Ich erwartete, daß Gotthardt mit Festigkeit auf die Erfüllung seiner Wünsche bestehen würde; ich sah ihn anstatt dessen sich geduldig in meinen Willen fügen. Da nun auch seine liebsten künstlerischen Pläne und Hoffnungen scheitern, noch im Augenblicke ihrer Erfüllung, sehe ich ihn einen Moment betroffen und gebeugt . . . dann aber erhebt er sich ruhig und getröstet. Was ihm eine solche Kraft giebt, das kann nur eine wahre Liebe sein, Gabriele! . . . So bekenne ich mich denn überwunden. Gotthardt wird glücklich sein durch Sie, ich weiß es jetzt und gebe meinen Segen zu seiner Wahl, so wie ich ihn einst zu seiner Verbindung mit Eva gegeben."

Es war ein stiller feierlicher Moment, als Herr von Warthau nun die Hände der Beiden ineinander legte. Keines von den Dreien konnte mehr sprechen vor tiefer Bewegung; aber sie fühlten, daß diese Stunde Alles wieder ausglich, was im Laufe des letzten Jahres trennend zwischen Vater und Sohn getreten war, und alles Weh der vergangenen Zeit schien ihnen plötzlich in Heil und Segen verwandelt.

Wenige Monate nach diesen Ereignissen stand Gabriele bräutlich geschmückt an Gotthardts Seite am Altare. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Kirchenfenster auf das Haupt der Braut; die Tante, die neben ihr stand, mußte an die Stunde denken, wo sie Gabrielen in den Saal in Warthau geführt, um ihr die entschlafene Eva zu zeigen und wo sie den trauernden Gotthardt getroffen. Sie faltete still die Hände und betete: „Gott erhalte ihm diese!“

In dem Säulengange unter den Zuschauern, etwas getrennt von der Hochzeitsgesellschaft, stand ein schönes bleiches junges Paar, dessen Blicke voll Andacht und Theilnahme auf Braut und Bräutigam ruhten. Es war Ludwig Dankmar und Eugenie. Als Gabriele das „Ja“ aussprach, blickte Eugenie zu ihrem Manne auf; er lächelte ruhig und drückte ihre Hand. Ueber ihr Gesicht flog ein Strahl glänzender Freude.

Die Feier war schnell, wie ein Traum, vorüber. Am Abend reiste Gotthardt mit Gabrielen nach Schloß Warthau ab. Charlotte begleitete die Freundin an den Wagen

und flüsterte ihr lächelnd und weinend die letzten Glückwünsche zu. Elschen rief noch laut: „Auf Wiedersehen!“ als der Wagen schon davon rollte.

Es war eine helle weiche Herbstnacht, der Mond stand klar am Himmel und leuchtete auf das stille Thal herab, wo das junge Paar seinen hochzeitlichen Einzug hielt. Im Herrenhause war Alles zu ihrem Empfange bereit. Die Schaffnerin trat Gabrielen im Flur entgegen wie das erste Mal, als sie das Schloß betrat. Diesmal aber lächelte das Gesicht der Alten ihr freundlich und ehrerbietig zu: sie begrüßte sie als die neue Herrin von Warthau.

Gabriele durchschritt halb froh, halb wehmuthsvoll am Arme des Geliebten die leeren Räume, die doch so voll von Erinnerungen waren; sie dachte besonders an die freundliche Herrin dieses Hauses, die sie hier so liebevoll aufgenommen, sie, die einfache Fremde, und deren Stelle sie nun so bald einzunehmen berufen war.

Im Gartensaale, vor Eva's Bild, standen sie lange still.

„Das Leben ist ein kurzer flüchtiger Traum,“ sagte Gotthardt, die verklärten Züge seiner ersten Braut betrachtend; „das Glück vergeht und kehrt wieder, und geht im steten Wechsel, aber die Liebe ist ewig. Der göttliche Funke, wenn er einmal entzündet ist, glüht fort. Eva hat mich gelehrt, was Liebe sei, Gabriele . . . Du hast mich an ihre Ewigkeit glauben gelehrt: ich segne Euch Beide!“

Sie sah ihn voll inniger Liebe an. „Gotthardt, und Du?“ — sagte sie dann. „Du hast mir die Welt erschlossen und den Himmel dazu! Ich war einsam und verlassen, ein Waisenkind auf dieser fremden Erde, und mein Herz war verschmachtet und traurig, als ich hierher kam; der Friede war mir genommen, ich war verwiesen aus dem Paradiese! . . . Du hast das Waisenkind aufgenommen, Du hast mein Herz mit Deiner Liebe getröstet, Du hast mir den Frieden wiedergegeben und hast mich geheilt von allen Wunden! . . . Das Paradies hast Du mir erschlossen, denn das Paradies ist die Liebe, die reine, heilige und ewige!“

„Amen!“ sagte Gotthardt und küßte sie auf den Mund.

Die Kaiserin Eugenie am Hofe zu Madrid.

In einer von dem americanischen Diplomaten Gustav Körner unlängst herausgegebenen Schrift: „Aus Spanien“, finden wir ein in reizendem Genrestyl geschriebenes Culturbild des heutigen Spanien, wie es der Verfasser als Gesandter der Vereinigten Staaten am Madrider Hofe in den Jahren 1862 bis 1864 kennen zu lernen reichste Gelegenheit hatte. Von

spannendem Interesse wird für unsere Leserinnen die Schilderung des Besuchs der Kaiserin von Frankreich sein, den sie im October 1863 dem spanischen Hofe abstattete, den Körner in Folgendem schildert:

Ich hasse den Imperialismus und Alles, was drum und dran hängt, glühend, ich glaube zu vermuthen, daß die Kaiserin nur hierher gekommen ist, um in Spanien und namentlich am Hofe mehr Terrain zu schaffen für eine Allianz, oder doch für ein herzlicheres Zusammengehen in der mexikanischen Intrigue. Ich war daher nicht in der Stimmung, mich angenehmen Eindrücken leicht hinzugeben und glaubte hinreichend mit Vorurtheilen bewaffnet zu sein und war es auch wol. Am Abend bei der Festvorstellung im Theater hatte ich sie einige Augenblicke bei ungenügender Beleuchtung, nur ein wenig mit dem Kopfe über die Logenbrüstung herausragend, beobachtet, und war zu keinem Urtheil gekommen, außer dem, daß es sich wol lohnen möchte, näher zuzuschauen. Als sie nun gestern, ganz einfach gekleidet, im Hut, im Salon der französischen Gesandtschaft auf uns zutrat, als sie sprach, spanisch sprach, als ihre Züge sich belebten und mit der Zunge sich Hand, Finger, Fächer, Füßchen zugleich bewegten, streckte ich augenblicklich die Waffen. Ich hatte die Schlacht gleich beim ersten Anlauf verloren! — Ja, „sie ist schön, und schöner als dies Wort.“ Und wie strahlte sie erst am Abend bei der Mittagstafel. Ich saß ihr nicht gerade gegenüber, denn da saß die Königin von Spanien. Doch konnte ich sie immerhin sehr gut beobachten. — Meine Nachbarin, die Gemahlin eines Gesandten, Mutter erwachsener Kinder, geborene Engländerin, rein von Sitten, welche die Kaiserin vor 5 bis 6 Jahren öfter gesehen, sagte mir, sie sei eher schöner als früher. Sie war ganz hingerissen; sie sagte ganz warm zu mir: „Don't she deserve a throne for her beauty.“ Eugenie vereinigt die schönsten Typen der germanischen und romanischen, vielleicht soll ich sagen der arabischen Race. Die Stirne hoch und frei die Augen herrlich blau, doch nicht sehr groß. Haare dunkelblond, glänzend und voll Farbe. Die Form des Gesichts dagegen schmal, oval, Nase fein, in schönster Symmetrie, nicht zu hoch. Mund ein klein wenig zu groß, mit einem Gedanken von jüdischem Anstrich, namentlich beim Lächeln. Teint wunderschön, das heißt, sehr hübsch gemalt. Denn keine Dame der Aristokratie zeigt ihre wahre Farbe hier, selbst wenn sie schönen Teint hat. — Doch waren die Wangen nach den ersten Gängen und nachdem sie etwas Wasser mit Bordeaux gemischt getrunken, röther geworden, und erhöhten ihre Schönheit. — Ohren von außerordentlich schöner Form; und erst ihre Gestalt! — Sie ist mittlerer Größe, nicht so groß, wie mich ihre Bilder erwarten ließen, schlank, beweglich und doch voll. Die Erscheinung noch ganz jungfräulich, das vortrefflichste Modell einer Hebe. — Brust, Nacken, Schultern, Arme und vor Allem die Hände wundervoll geformt, dabei die Grazie einer andalusischen Tänzerin. — Aber sie muß spanisch sprechen, um den vollen Eindruck zu machen! Sie spricht zwar das Englische wie ihre Muttersprache, als Tochter einer Irländerin, und das Französische ebenfalls mit Leichtigkeit. Aber in diesen beiden Sprachen spricht man ja bloß mit dem Munde. Sie unterhielt sich auf's Lebhafteste mit dem Könige, und da sprachen denn die Augen, der Mund, die Hände

und vor Allem die allerliebsten Finger bedeutend mit, und gaben erst den Worten den Sinn und die rechte Bedeutung. Wie stellte sie die gute Königin heute Abend in den Schatten! Isabella ist 3 bis 4 Jahre jünger als Eugenie, aber wie ist sie bourbonisch! Als im Zimmer des Königs, nachdem dort der Kaffee genommen war, noch einmal ein Cercle gemacht wurde, kein förmlicher, sondern ein leichter ungezwungener, wo die Majestäten sich gegen die Meisten bloß vorbeugen und nur mit Einzelnen ein Paar Worte sprechen und wo die Anwesenden in beliebiger Ordnung oder Unordnung umherstehen, mehr in Gruppen als in Reihen, hielt doch die Königin eine gewisse Reihenfolge, schleppte sich von dem Einen zum Andern, nidte und lächelte freundlich wie immer. Eugenie dagegen schwebte ungezwungen bald auf den, bald auf jenen zu, stellte sich dicht, fast kosend heran und plauderte in der gewinnendsten Weise. Als Beide sich dann empfahlen und am Eingange in ihre Zimmer sich umdrehten, um der ganzen Versammlung noch einmal eine Verbeugung zu machen, da war der Gegensatz am Größten. Die Königin setzte den ganzen Körper in Bewegung und nidte dann noch einmal sehr freundlich mit dem Kopfe, wie eine unbefangene Bürgerfrau. Ihr folgte Eugenie. Sie lehrte sich mit der größten Grazie um, setzte die Füßchen fest auf den Boden, stand wie angenagelt, bog dann den Oberkörper erst zurück und brachte ihn mit der zierlichsten und leichtesten Bewegung von der Seite her vorwärts, wie ein Schwan seinen Nacken biegt, und ohne sich zu drehen, zog sie sich langsam in die Thüre hinein. Sie brachte hier die wunderbare Schwingung des Oberkörpers, in der die andalusischen Tänzerinnen so unnachahmlich sind, zur höchsten Vollkommenheit.

Und nun ihre Toilette. Welche Aufgabe für einen Mann! — Sie trug ein umfangreiches Kleid mit weiß und dunkelblauen Streifen. Die Leisten schienen mir von Sammet, die weißen von Silber durchrankter Seide. Eine breite Vogengarnirung von schwarz und weißem Tüll oder Spitzen. Leibchen, ebenso gestreift, war eine Art Amazonen-Jäckchen mit Schößchen, weite halbe Aermel. Um den Hals schmales blaues Sammetband, mit den reichsten Diamanten besetzt. Kopfsputz das Niedlichste, Reizendste, was ich je gesehen. — Ein ganz feines, filigranartiges, silbernes Blätterkränzchen, ganz mit Diamanten überfäet, saß kokett etwas auf der Seite und umflocht ihre Stirne. Von diesem Kränzchen hingen hie und da kleine Diamantengehänge, wie in Tropfen gefaßt, nach dem Halse hinunter. — Ueber dem Diadem war eine kleine Verzierung von blauem Sammet, an die sich eine kostbare blaue Feder anlegte, so daß das Diadem mit der Kopfbedeckung ein allerliebtestes Mägchen in schottischer Form bildete, um so mehr, als auf der rechten Seite eine blaue und weiße Feder aufrecht stand. Hinten waren an dem Haare zwei weiße schleierartige Verzierungen angebracht, die bis zum Ausschnitt des Kleides reichten und doch davon abstanden. Das Haar ging bis auf den halben Nacken, war dann einfach wieder zurück- und hinaufgeschlagen, zur Linken hing eine lange schön gerollte Locke herunter, die auf der schön gebogenen glänzenden Schulter bald ruhte, bald tanzte. — Die Damen betrachteten diese Toilette in stummer Anbetung. Selbst die diplomatischen Herren waren über den Kopfsputz außer sich. Und doch für eine

Kaiserin sah sie vielleicht zu kolett aus. Als Andalusierin, die sie ist, als bloßes Weib an sich betrachtet, um philosophisch zu reden, war sie wol das vollkommenste Geschöpf, was ich je gesehen habe. Die gute Königin hatte ihr schweres Diadem gerade auf dem Kopfe, etwas nach vorn sitzend, wie eine Königin auf der Karte. Eine Perlenkette von unermesslichem Werthe, denn die meisten Perlen hatten die Größe von Taubeneiern, zierte ihren sehr vollen Nacken. Sie strahlte von Diamanten, während die Diamanten von der Eugenie strahlten. Und die Letztere ist sich ihrer Uebermacht wol bewusst, sonst hätte sie nicht als Begleiterin die ganz junge blühende, höchst lebenswürdige Prinzessin Murat mit sich gebracht. Diese ist kleiner, mit herrlich rothbraunem reichen Haar und allerliebsten blauen Augen, doch etwas mehr brünettem Teint. Man kann nicht begreifen, wie ein solches frisches Mädchen aus dem Hofleben von Paris kommen kann, wo sie doch die letzten zehn Jahre zugebracht hat. Sie ist Amerikanerin, in Neu-Jersey geboren und hat das gutmüthigste freundlichste Gesichtchen von der Welt. Sie wird in Paris als große Schönheit betrachtet, und auch hier, wenn die Kaiserin nicht gerade neben ihr steht.

Ihrer Tochter fast gegenüber, einen Platz von der Königin weg, neben dem päpstlichen Nuntius, saß die Mutter, die alte Gräfin Montijo. — Ich hatte sie natürlich schon früher öfter gesehen, aber nicht so genau beobachtet. Hoch in den Sechzig, sieht man denn doch bei näherem Studium, daß sie einst eben so schön, wenn nicht schöner, als Eugenie und ihre Tochter, die verstorbene Herzogin von Alba, war, deren Bilder sie als außerordentlich reizend darstellen. — Sie war wol größer. Sie geht gewöhnlich etwas gebeugt, heute erschien sie in ihrer Würde schlank und aufrecht. Und wie strahlte sie in triumphirender Freude! Gerade hier in Madrid, am Hofe unter den alten Granden ihre Tochter im kaiserlichen Glanze zu erblicken, mußte ihr die höchste Befriedigung geben. — Ich sah, wie sie sich zu Tische setzte, vom Nuntius hergeführt, wie sie, Alles um sich herum vergessend, in den Anblick ihrer Tochter versunken war, die zwischen dem Könige und dem Infanten Sebastian saß. Mechanisch ergriff ihre Linke das ziemlich große Bröckchen, das vor ihr lag, steckte es, noch ehe die Suppe kam, ohne es zu brechen, in den Mund und knusperte daran herum, zu meiner großen Freude. Ich bin überzeugt, sie hat keine Idee davon, was sie da gegessen oder getrunken. Als ich nach Tische auf sie zutrat, sie grüßte und ihr bemerkte, wie beneidenswerth ihre Lage sei, drückte sie mir beide Hände mit einer Wärme und einem verklärten Gesicht, wie man es einer solchen Weltkame, die sich von der Tochter eines schottischen Kaufmanns zur Gräfin erhoben, die eine Tochter dem Kaiser nicht als Geliebte, sondern als Gattin zugeführt, die Andere an einen der ersten Granden des Landes verheirathet hatte, wol nicht zugetraut hätte.

Nicht minder anziehend ist ein kleines Bild Hoflebens, das Gustav Körner über ein Beso-Mano (Handfuß, königliches Lever) wie folgt entwirft:

Einige Tage vorher macht das Hofjournal bekannt, daß an dem oder jenem Tage, Geburts- oder Namenstag der Königin, des Königs, des Kronprinzen u. s. w. ein Beso-Mano stattfinden

werde. Das diplomatische Corps wird noch besonders vom Introdutor de los Ambassadors schriftlich eingeladen. Dasselbe begiebt sich dann zur bestimmten Stunde in den Thronsaal. Ehe die Königin eintritt, ist Niemand im Thronsaale, als die fremden Gesandten, begleitet von ihren Secretären, Attachés u. s. w., und die Wache haltenden Hellebardiere. Die Königin, wie gewöhnlich, läßt etwas auf sich warten, endlich öffnet sich die Thüre links vom Throne, sie kommt herein mit dem Könige und den beiden Kindern. Sie verneigt sich gegen das diplomatische Corps. Der Herzog von Bailen trägt ihre Schleppe, der Graf Altamira (acht Mal Grande von Spanien) die der Prinzessin.

Den Reigen der Diplomaten eröffnet, wie überall, der päpstliche Nuntius. An ihn schließen sich die übrigen Gesandten und Minister an, nach ihrer Anciennetät, d. h. der Länge der Zeit, welche sie am spanischen Hofe accreditirt sind. — Die königliche Familie nimmt ihre bestimmten Plätze ein. Die Königin ist eine sehr corpulente Dame und über Mittelgröße. Sie hat einen runden, nicht großen Kopf, ein Stumpfnäschen und ein bourbonisches Doppellinn. Ihre Brust und Arme zwar sehr stark, doch schön geformt. Ihre Augen sind klein und lichtblau, ihr Haar dunkelblond. Sie hat einen sehr freundlichen Blick, und wenn sie spanisch spricht, wird er auch sehr lebhaft. In ihren Manieren ist sie mehr freundlich als grazios, sie ist, man kann fast sagen, zutraulich. Es ist heute ihr 34. Geburtstag. — Ihr Kleid an diesem Tage war weiß-bläuliches Moiré-Antique mit weiß röthlichem Besatz um die „Flourees“, so heißt ja wol das Gepuff unten am Kleid, welches sich arabeskenartig bis hoch hinaufzieht. Tief ausgeschnittener Ueberwurf, und lange mächtige Schleppe von dem Stoff des Kleides. Kleines Brillant-Diadem auf dem Kopfe, etwas weit nach vorn gedrückt. In der Mitte des Diadems ein Smaragd, von der Größe eines halben Dollars, sehr schön, doch noch schöner ein anderer von wol doppelter Größe mit Diamanten besetzt auf der Brust, über dem Gürtel. Er leuchtete durch den ganzen Saal umher. Ohringe, Armbänder entsprechend, Smaragd in Diamanten gefaßt. Ein handbreites Ordensband über Brust und Schulter, amaranth und weiß, in der Hüfte zusammengebunden, auf der Schleiße großes Ordenskreuz von Diamanten. Schleppe über den Sessel geworfen, immer noch gehalten vom Herzog von Bailen. Der König ist ein sehr schlankes feingeschnittes Männchen, von dunkeln Teint, großen dunkeln Augen. Ihm zur Linken sitzt zunächst das älteste Kind, Maria Isabella. Dann kommt der kleine Prinz, Alphonso, ein kleines schwaches Kerlchen, bleich, etwa 6 Jahre alt. Er trägt Corporals-Uniform, neigt das Köpfchen auf eine Seite und wird sehr bald vom Handlüssen müde. Jetzt öffnet sich eine Thüre rechts vom Saale, wo sich in den Vorzimmern die Aufwartenden versammelt haben. Nun kommen, während in den Vorzimmern links die sehr schöne und zarte Musik der Hellebardiergarde Märsche und Ouvertüren spielt, Civilisten und Militärs aller Classen einer nach dem andern in den Saal. Sie ziehen hundertweise vorüber, zum Glück im Geschwindschritt. Man kniet sich nieder, oder thut, als ob man es thäte, nimmt die Hand erst der Königin und küßt sie, dann die des Königs und küßt sie und thut das Gleiche mit den Kindern.

Nach einigen Minuten läßt das Prinzen das Händchen schlaff niedersinken, und wer küssen will, muß Hand und Arm erst aufheben. Endlich ist der Zug zu Ende. Die Königin steigt nieder, nimmt den Prinzen an die linke Hand, der König die Prinzessin, sie machen dann den Cercle, d. h. sprechen einige Worte der Reihe nach mit jedem Gesandten, dann gehen sie ab, drehen sich an der Thüre nochmals um und verbeugen sich; desgleichen thut das diplomatische Corps. In einem andern Zimmer stehen die Damen der Gesandten im höchsten Staat, natürlich mit langen Schleppekleidern, und der Cercle wird mit ihnen gemacht.

Die Geschichte ist zu Ende. Man eilt in die Wagen und ist sehr erfreut, die Qual überstanden zu haben. Niemand athmet wol leichter, als die königliche Familie selbst.

Marquis de Moustier.

K. französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

(Mit Stahlstich.)

Als am 1. September dieses inhaltsschweren Jahres der officielle Draht allen Cabinetten die geflügelte Mittheilung machte, daß Kaiser Napoleon III. das Entlassungsgesuch Drouyn de Lhuys, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, angenommen, ihn zum Mitgliede des Geheimen Rathes ernannt und Marquis de Moustier, den bisherigen Botschafter am k. türkischen Hofe, zu seinem Nachfolger designirt habe, so verfehlte diese politische Neuigkeit nicht, in den maßgebenden Kreisen bedeutende Sensation zu erregen. Die orientalische Frage stieg durch diesen Wechsel im kaiserlichen Cabinet am politischen Horizont, dem wenige Tage vorher die Nikolsburger Friedenspräliminarien erst wieder etwas aufgebellt, wie ein drohendes Gewitter empor und die Hinneigung Frankreichs zu Oesterreich, welche allzeitgeschäftige Federn schon als definitive Allianz hingestellt hatten, wurde gerade durch die Wahl des Marquis de Moustier, einer persona grata in Berlin, wiederum sehr in Frage gestellt. Man erblickte, und wol nicht mit Unrecht, in dieser Wahl eine Napoleonische Courtoisie, wenn nicht noch mehr, gegen das mächtige Preußen.

Alle diese sich an die Person des Marquis de Moustier knüpfenden Conjecturen beweisen, welsch eine hervorragende Stellung er im Kreise der Männer einnimmt, welche des Kaisers Scharfblick zu den unmittelbaren Dollmetschern seines Willens ausersuchen und berufen hat.

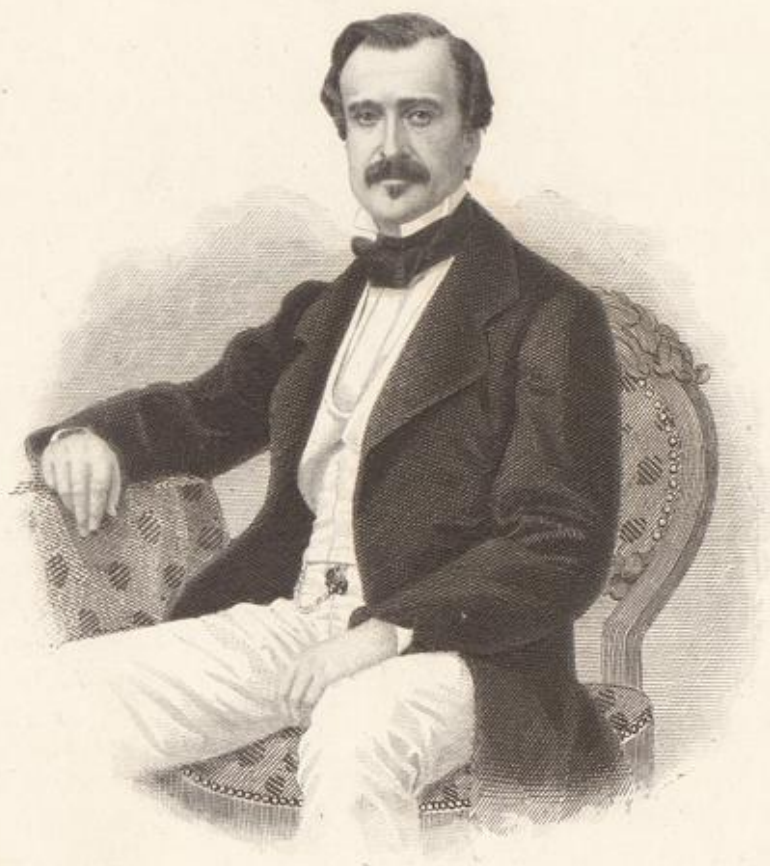
Die Familie der Moustiers ist eine sehr alte und fast mit dem gesammten Adel der Franche-Comté und darüber hinaus verwandt; sie führt ihre Geschichte bis in das achte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung zurück. Als im Juragebirge, unfern den Quellen der „prächtig strömenden“ Loire, dort, wo jetzt der Flecken Moustier-Haute-Pierre (monasterium altae, petrae, hohes Felsenkloster) in dem Departement des Doubs, Arrondissement Besançon, liegt, im 8. Jahrhundert eine siegreiche Schlacht der Burgunder gegen die aus der Provence vordringenden Muselmänner geschlagen worden war, hatte einer der Sieger, wie die Sage geht, „Moustier (ici) sera maugré (malgré) le

Sarrazin!“ (Hier wird trotz der Sarazenen ein Kloster stehen) ausgerufen, das Kloster gegründet und dafür das Recht des Erbbegräbnisses in der Klosterkirche erhalten. Von da an stieg die Familie der Moustiers zu immer höhern Ehren und Ansehen empor, und viele ihrer Glieder zeichneten sich als tapfere Soldaten, wie als gewandte Diplomaten aus. Im Jahre 1741 wurden sie in den Marquisstand erhoben.

Deste Marie François René Léonel de Moustier, k. franz. Minister der auswärtigen Angelegenheiten und jetziger Chef seines Hauses, wurde am 23. August 1810 geboren. Er vermählte sich am 30. August 1843 mit Fräulein Fanni von Merode, Schwester des früheren römischen Proministers und Tochter des Grafen Werner und der Gräfin Victoire, geborene Gräfin von Spangen. Der junge Léonel fand sich frühzeitig auf dem glatten Boden der Salons heimisch und seine Neigung für die diplomatische Carrière, die er alsbald ergriff, wurde durch seine einflussreichen Familienverbindungen auf das Nachhaltigste unterstützt, so daß er von Stufe zu Stufe emporstieg. Als Gesandter und später Botschafter am k. preussischen Hofe zu Berlin, lenkte er zuerst die europäische Aufmerksamkeit auf sich; nachdem er daselbst einige Jahre hindurch mit vieler Gewandtheit und Umsicht Frankreich vertreten, berief ihn sein Kaiser zu der noch schwierigeren Stellung eines Botschafters bei dem Sultan. Und als er auch in dieser sich in jeder Weise bewährt, belleidete er ihn zum Lohn mit dem wichtigsten und ersten Posten der französischen Diplomatie. In der Zeit, die zwischen seiner Ernennung zum Minister des Aeußern und des Antretens seines Amtes lag, leitete Herr von Lavalette interimistisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Blicke in die Runde.

Literatur. Geschichte der deutschen National-Literatur. Von A. F. C. Vilmar. Erste vermehrte Auflage. Marburg und Leipzig, R. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 1866. Zu den wenigen Büchern unseres Zeitalters, die im wahren Sinne des Wortes Eigenthum der deutschen Nation geworden sind, zählt in erster Reihe Vilmar's Literaturgeschichte. Sie ist mit vollem Recht ein Schul- und Familienbuch geworden, das in classischer Weise seine Leser vor Allem die Schätze mittelalterlicher Poesie kennen lehrt. Die neueste erste Auflage hat wenige Erweiterungen erfahren, nur die Anmerkungen sind mit einigen, durch neuere literarische Erscheinungen bedingte Zusätze vermehrt worden, denn jedes Hineinziehen der Gegenwart in die Darstellung würde den Charakter des Buches, das ein Spiegelbild der Vergangenheit sein soll, zu seinem Nachtheil verweisen. Die Worte, die der Herr Verfasser im Jahre 1850 in der Vorrede zur vierten Auflage aussprach, haben auch heute noch ihre schwerwiegende Gültigkeit: „Der Zeiger, welcher still und unverrückt auf die Stunde der Zukunft hinweist, ist kein anderer, als der Sinn für das Leben der Vergangenheit, der Sinn für die Treue, die Liebe

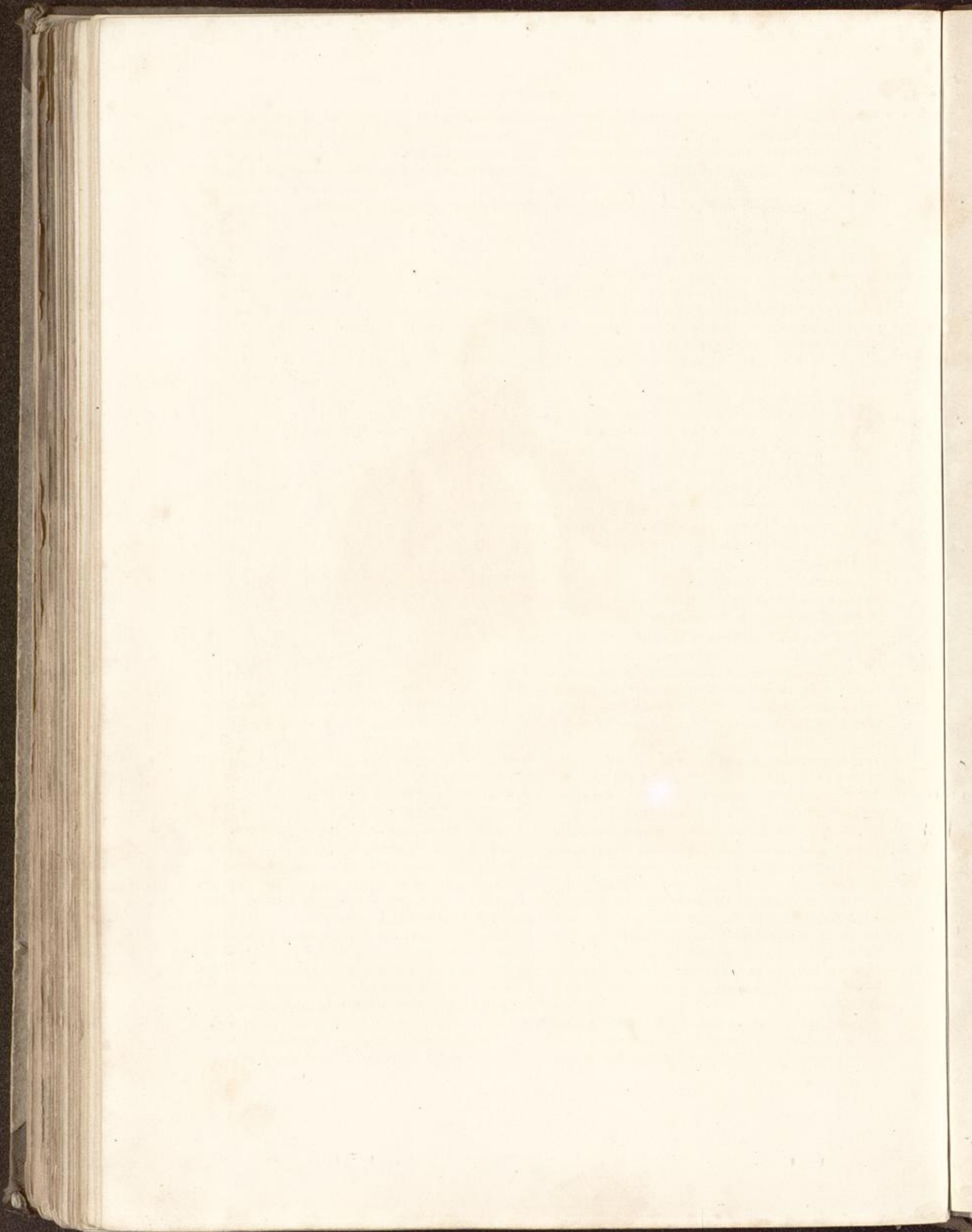


Nach einer Photographie

Del. u. Grav. v. Wm. E. Fry

Lionel Marquis de Moustier

Verlag der Bierschen Buchh.



und die Freude unserer Väter; der Beruf des deutschen Volkes in der Zukunft wird kein anderer sein, als der er seit fast zwei Jahrtausenden gewesen ist: Ein Hüter zu sein unter den Völkern für Recht und für Sitte, für Gerechtigkeit und für Umgebung, für Dichtung und Wissenschaft in ihrer stillen Innerlichkeit und für den Glauben der christlichen Kirche in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit.“

Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schäfer und Werner Hahn. Ein Buch für Gebildete von Dr. Eugen Labe's. Jena, Druck und Verlag von Fischer und Hermisdorf. 1866. Jedem Gebildeten überhaupt, vorzüglich aber allen Besitzern der Vilmar'schen Literaturgeschichte sei die verdienstvolle Gabe von Dr. Eugen Labe's recht angelegentlich empfohlen. Sie enthält Dichtungen unserer ersten classischen Periode in den vorzüglichsten Uebersetzungen, und bildet so das beste und nutzbringendste Supplement zu dem Werke von Vilmar.

Mit Beginn des nächsten Jahres tritt zu St. Petersburg ein neues Journal für Wissenschaft und Literatur unter dem Titel „Newski-Magazin“ in's Leben. Das Ganze soll zwei Bände, jeder zu 45 bis 50 Bogen in Octav ausmachen und im Januar und Juli erscheinen. Der Preis ist 4 R. S.

In Constantinopel hat sich eine medicinische Gesellschaft von Ärzten, die sämmtlich Muselmanen und der französischen Sprache mächtig sind, constituirt.

Die bereits unter der Presse befindliche, vom Verfasser sanctionirte englische Uebersetzung von Berthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe“ ist von Miß Bunnett, welche ihre Befähigung durch die Uebersetzung von Servinus' „Shakespeare“ erprobt hat.

Bei M. Lévy in Paris sind zwei Bände noch ungedruckter Briefe von Heinrich Heine erschienen, die sich besonders auf seine Kindheit und Studienzeit beziehen; ein letzter Band soll den größern Theil des Briefwechsels Heine's aus seiner Leidenszeit von 1843 bis 1856 geben.

Professor Brunetti in Padua hat durch eine neue Erfindung die anatomischen Präparate des Professors Gorini übertroffen. Eine Ausstellung seiner Präparate im Collegio Medico von Padua hat bei Ärzten und Naturforschern das größte Interesse und ungetheilte Bewunderung erregt. Während Gorini seine Präparate durch Trocknen so zubereitete, daß sie nach einigem Liegen in Wasser immer wieder zum anatomischen Studium brauchbar waren, bleiben nach der neuen Methode Brunetti's die präparirten Körpertheile bis auf die kleinste Faser in ihrer physiologischen Form und Lage. Brunetti hat unter anderm das Herz des jüngst verstorbenen Professors Mugna so zubereitet, daß es scheint, als wäre nur die bewegende Kraft auf einen Augenblick stillgestanden, so täuschend ist Form, Größe und Spannung auch des kleinsten Theils erhalten. Besonders überraschend ist noch, daß die Schnittflächen überall die Structur der Organe auf das Feinste zeigen, so daß z. B. in den Nieren die Malpighischen Bläschen, die geraden und gewundenen Bellinischen Harngänge u. s. w. vollkommen zu sehen sind. Brunetti

braucht zur Herstellung eines Präparats nur 20—30 Stunden, und bedient sich solcher Stoffe, welche das Präpariren ungefährlich machen. Wie wir hören, wird eine Sammlung solcher Präparate auf die pariser Ausstellung kommen, und ist Brunetti bereits zum Mitglied der Ausstellungscommission ernannt. Der gelehrte Erfinder stammt aus Dalmatien, hat in Pavia und Padua studirt und sich unter Rokitsansky in Wien weiter ausgebildet.

Theater und Musik. Sophie Stehle, die Lucca der Münchener, ist nach überstandener schwerer Krankheit zum ersten Male wieder als „Lalla Rookh“ in der gleichnamigen David'schen Oper aufgetreten und mit den größten Ehren empfangen worden. Wol mehr als hundert Blumentränze und Bouquets wurden der gefeierten Künstlerin vom überfüllten Hause zugeworfen. Im Schauspiel gelangte Calderon's Dichtung „Der wunderthätige Magus“ in der Uebersetzung von Gries, mit Musik von Rheinberger, zur ersten Aufführung. Die Ausstattung war prachtvoll, die Darstellung überhaupt eine in allen Theilen gelungene, und das zahlreiche Publicum folgte ihr mit dem sichtbarsten Interesse.

In Paris hat ein junger Sänger aus jüdisch-deutscher Familie, Ketten, in Don Pasquale bei den Italienern seinen ersten Versuch gemacht. Trotz der erklärlichen Unsicherheit des Debutanten wurde namentlich die Weichheit seiner Stimme anerkannt und eine brillante Carrière steht ihm in ziemlich sicherer Aussicht.

Auf dem Stadttheater zu Leipzig wurde das neue zweiactige Lustspiel „Revanche“ von Charlotte Birch-Pfeiffer mit vielem Beifall gegeben. Die Damen Link, Bachmann, Plittersdorf und Göh, „Königin“, „Marquise v. Solange“, „Oberin“ und „Lilli“, so wie die Herren Hanisch und Herzfeld, „Der Graf von Provence“ und „Gaston“ boten Alles auf, das im Anfange etwas zu breit angelegte Stück zu einem unterhaltenden zu machen.

Der Guitarrenvirtuos Solofowski hat in Dresden concertirt und für sein geschmackvolles Spiel reichen Beifall gefunden.

Im k. Opernhause zu Berlin wurde Marschner's „Hans Heiling“ nach zweijähriger Pause neu einstudirt wieder gegeben. Herr Bey und Herr Niemann errangen in der Titelrolle und als „Conrad“ große Erfolge und auch Frl. Grün hatte sich als „Anna“ reichen Beifalls zu erfreuen.

In Wien war das erste um die Mittagsstunde stattfindende Gesellschaftsconcert im großen Redoutensaal unter Hofcapellmeister Herbed's Leitung vom besten Erfolg begleitet. Zur Aufführung kamen unter Andern: Spohr's Overture zum „Berggeist“ und F. Schubert's Symphonie in H moll. Frau Wilt sang die Ocean-Arie aus „Oberon“.

Die k. s. Hofschauspielerin Frau Bayer hat von dem König Johann von Sachsen, aus Anlaß des von ihr in der Festvorstellung (Tag des königl. Einzugs in Dresden) gesprochenen Prologs und unter Bezugnahme auf ihre 25jährige Wirksamkeit an der Hofbühne zu Dresden, durch die Hand des Herrn Intendanten v. Könneritz ein prachtvolles Armband erhalten.

In Brüssel macht eine junge, neu aufgetauchte Sängerin viel von sich reden; es ist Frl. Hanna Sternberg, Schülerin des

Professor Chiaramonte. Ihre Stimme soll von wunderbarem Umfange und ihr Vortrag äußerst musikalisch sein.

Vom 8. Juni 1841 bis zum 24. September 1866 sind in London nicht mehr als acht Theater ein Raub der Flammen geworden.

Bernhard Scholz, der ehemalige hannoversche Hofcapellmeister, hat sich jetzt dauernd in Berlin niedergelassen.

Ein pariser Photograph, Herr Chevalier, hat die Idee gehabt, auf einem Theaterzettel in Kartenform die Miniaturporträts sämtlicher in einem neuen Stücke beschäftigten Schauspieler anzubringen. Trotz der Kleinheit der Bildnisse wird die Nehmlichkeit der hübsch gruppierten Persönlichkeiten nicht vermisst. In einer Ecke dieser Theaterzettel-Karte befindet sich der Name des Theaters, in einer andern der Titel des Stückes.

Bildende Künste. In Darmstadt haben die rheinischen Kunstvereine zur üblichen Jahresconferenz getagt. Sechs Vereine waren vertreten; der siebente, Straßburg, dessen Verbleiben im Gesamtverein mehr als fraglich ist, war, als bei dem letzten Probejahr einer permanenten Ausstellung nicht betheiligt, weder erschienen, noch eingeladen worden. Es ergab sich, daß im Probejahre an Gemälden und andern Kunstwerken, einschließlich der Vereinsbilder, von sämtlichen Kunstvereinen die Summe von circa 15,000 Gulden verausgabt worden war.

Das jetzt in der l. Glasmalerei zu München vollendete große Glasfenster für die St. Paulskirche zu London ist ein Prachtwerk, welches durch die großartige Wirkung in technischer, wie künstlerischer Beziehung überrascht. Das Fenster theilt sich in zwei Theile. Die obere und Hauptpartie hat die Befehung des Saulus zum Vorwurf und ist von Schnorr meisterhaft gedacht. Der untere kleinere Theil, ebenfalls in einer architektonischen Renaissanceumrahmung, zeigt in dem Mittelbild die Scene, wie Ananias zu dem blinden Saulus auf Gottes Befehl kommt, rechts und links aber sieht man in knieender Stellung den Donator (Thomas Brown, Esq.) und seine Gemahlin, unter ihnen ihre Wappenschilder und andere decorative Elemente.

In Salzburg ist ein höchst interessanter römischer Mosaikboden aufgedeckt worden. Eine von den gefundenen Flächen bietet ein figuratives Mosaik; es ist von einer Ornamentenzeichnung eingerahmt, in welcher unter anderm ein schwarz ausgeführtes Herz auffällt, welches bei vorgenommener Waschung als ein schönes Mosaikbild hervortrat, das die Europa, wie sie von dem sich in einen Taurus verwandelten Zeus entführt wird, darstellt. Die Körpergestalten sind noch jetzt, nach vielleicht zweitausend Jahren, von wohlhaltenem zarten Incarnat belebt. Das ganze Bild dürfte 1½ Schuh in der Länge und 1 Schuh in der Höhe messen. Die Mosaiksteinchen scheinen in eine Art Mörtelsubstanz eingelegt, die unmittelbar auf dem Erdboden aufliegt.

Der Maler Thumann ist unter Ertheilung des Prädicats Professor zum außerordentlichen Lehrer an der Kunstschule zu Weimar ernannt worden.

Thouvenel's Marmorbüste, dem seine Freunde auch in Mex, wo er beigelegt wurde, ein Denkmal setzen lassen wollen, wird auf Befehl des Kaisers Napoleon III. im Museum zu Versailles aufgestellt werden.

Professor Piloty arbeitet an zwei Bildern von bedeutendem Umfang. Das eine stellt den „Tod Cäsar's“ dar, das andere schildert eine Scene aus dem dreißigjährigen Kriege.

B. C. Spence, ein geachteter englischer Bildhauer, der in Rom lebte, ist zu Livorno gestorben.

Dr. D. 2—1.

Modenbericht.

Das Neueste in Winterkleidern sind Tuchkleider, welche sich einer außerordentlichen Gunst zu erfreuen scheinen, da deren fort und fort bestellt werden; diese jetzt gefasste Vorliebe ist auch ganz leicht erklärlich, da sonst ein Tuchkleid mit langem Rocke viel zu schwer gewesen wäre, während sich dieser Stoff dagegen zu den jetzt modernen kurzen Kleidern ganz ausgezeichnet eignet. Noch ist dabei zu bemerken, daß man nicht etwa einfarbige Tuchkleider hat, sondern dieselben größtentheils aus zweierlei Tuch zusammensetzt. Wir sahen zum Beispiel einen Anzug aus blauem und havannabraunem Tuch, welcher als ein Muster von Eleganz gerühmt wurde. Der erste, untere Rock war havannabraun mit einem originellen Arabeskenbesatz aus lapisblauen Tuchstreifen; der zweite, oben völlig faltenlose Rock war blau mit ähnlichem Besatz von havannabraunem Tuch, wobei die Arabesken in etwas verkleinertem Maßstabe hergestellt waren. Auf der havannabraunen hohen Taille war ein viereckig ausgeschnittenes Nieder aus blauem Tuch, mit kleinen braunen Arabesken und daran Schößchen von dem braunen Tuch, unten rings in kleine Zacken ausgeschnitten, in deren jede eine kleine Blume gestickt war. Die Ärmel waren höchst originell; die Form war die von ziemlich anliegenden Ellbogenärmeln, der Oberärmel jedoch blau und der hintere Theil des Ärmels braun, wobei jeder der beiden Theile an der Ellbogen-naht herunter zackig ausgeschnitten war, so daß die verschiedenfarbigen Zacken aufeinander zu liegen kamen.

Die Ballsaison rückt immer näher heran und wir müssen uns deshalb beeilen, mitzutheilen, was wir von Neuigkeiten zu erzählen haben, obwol dafür freilich noch nicht der rechte Zeitpunkt erschienen ist, denn ehe die Bälle wirklich ihren Anfang nehmen, bekommt man natürlich wenig zu sehen, was auf Balltoiletten Bezug hat. Indessen giebt es doch schon Einiges — z. B. können wir mittheilen, daß man diesen Winter sehr viel Fourreaus aus glatter oder gemusterter Seide über den Ballkleidern tragen wird. Diese Fourreaus, das heißt kurze, oben enge und faltenlose Röcke, sind an die Stelle der bisher so gebräuchlichen Tunicas getreten und werden meist über weiße Tüllkleider mit puffenverzierten Röcken geworfen; man hat sie in rosenrother, blaßblauer, maisgelber, meergrüner, am häufigsten jedoch aus weißer Seide, mit dicker Goldschnur oder platter Goldborte verziert; ein Fourreau aus weißem Poulte de Soie war rings in große Zacken ausgeschnitten, die mit einer Franse aus schwarzer Chenille und Goldkugeln besetzt wurden, während ein schwarzer Sammetstreifen mit Goldsternen um den Rock lief. Wir dürfen hierbei nicht zu erwähnen vergessen, daß diese Fourreaus an der linken Seite schließen und meistentheils von unten bis zum Knie herauf offen stehen.



Jules Davré

Lithographe imp. r. Leipzig, 38, Paris

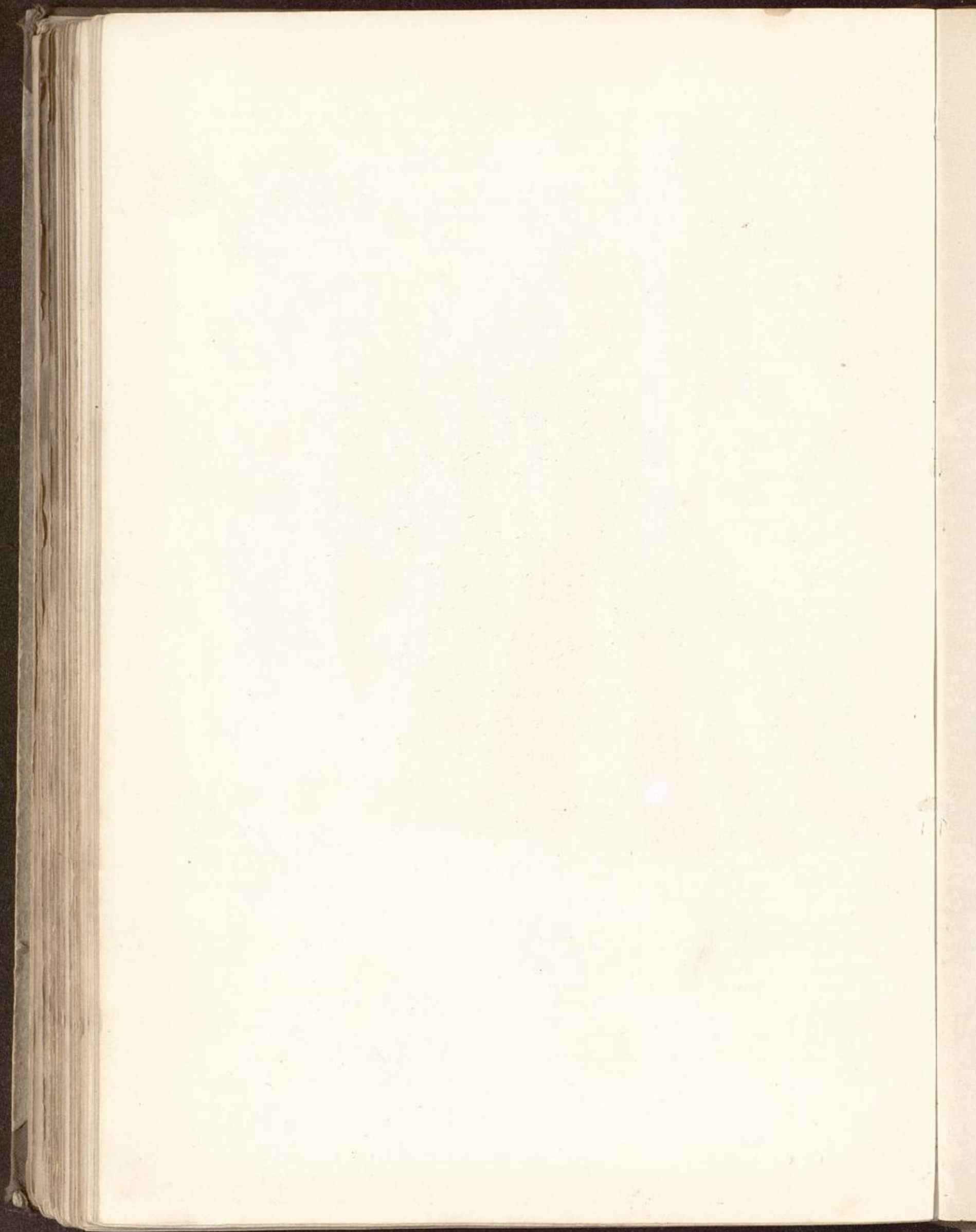
M. Goussier Ed. Paris

Bonheur

833

Allgemeine Moden-Zeitung.
Leipzig.

Gravures du MONITEUR DE LA MODE publiées à Paris.



Als Ballcoiffuren hat man sehr viel die viereckigen Catalanen, ganz aus Blumen gefertigt, von denen ein einzelner Zweig auf die linke Schulter herabfällt; am hübschesten sind die aus kleinen Röschen, gefüllten Ranunkeln, weißen Hyazinthen oder schattirten Pensées. Ein eigenthümlicher, aber recht kleidsamer und einfacher Kopfschmuck besteht aus einem einzigen großen Weinblatt von grünem Sammet mit Andern aus weißen, schwarzen oder Goldperlen, welches an der Seite des Kopfes befestigt wird. Uebrigens muß sich jede Dame bei der Auswahl einer Ballcoiffure nach dem Arrangement ihrer Frisur richten, denn hierauf kommt es an, ob sie eine Catalane, ein Diadem, Bandoletten, Guirlanden, ein Blatt oder eine Blume tragen kann.

Zu ausgeschnittenen Kleidern für das Concert, Theater, kleinere Gesellschaften u. s. w. hat man neue, sehr schöne Kragen oder vielmehr kleine Pelerinen aus weißer Guipure, die vorn und hinten etwas ausgeschweift, an den Seiten eckig und oben mit einem schmalen aufrechtstehenden Krage versehen sind. Sie reichen nur bis zur Mitte des Rückens herunter und sind hinten mit losen Schleifen und zwei sehr lang herabhängenden Enden aus ziemlich schmalen bunten Bänder geschmückt.

Modenblatt No. 57. (832.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Herbsttoilette. Schwarzer Sammethut mit einem Einsatz von weißem Atlas und einer mit weißen Perlen verzierten Spitze; oben darauf ist der Hut mit einer Stickerei aus weißen Perlen verziert und anstatt der Bindebänder ist er mit einer Benoiton-Barbe aus schwarzer Spitze und weißen Perlen versehen.

Kleid aus schwarzem Taffet mit einem Aussatz von platt aufgesetzter abwechselnd weißer und schwarzer Seidenborte, welche um Hals, Schultern und Armel läuft und auf dem Rock eine Peplos-Casaque mit Schleifen an den Seiten abzeichnet. Am die runde Taille läuft ein Gürtel aus schwarzem und weißem Taffet mit einer Rosette an der linken Seite; der Rock ist schräg geschnitten und ohne alle Falten.

2) Eleganter Besuchsanzug. Schwarzer Sammethut mit einem Rande aus weißem ungeriffenen Sammet, der auf beiden Seiten mit großen weißen Perlen garnirt ist; die schärpenartigen Bindebänder aus weißem Tüll mit schwarzem Sammetbesatz sind unter dem Kinn durch eine blaue Sammetblume zusammengehalten. Der Anzug besteht aus blauem ungeriffenen Sammet; der Paletot à la Louis XIII. ist gerade geschnitten, mit weißem Taffet oder Noirs eingefast und mit weißen Perlmutterknöpfen besetzt; eine weiße flandrische Spitze bildet eine Art Revers auf den Vordertheilen, eine zweite, bei weitem breitere umgibt den Paletot rings herum. Die anliegenden Armel desselben sind mit Spitzenmanschetten verziert und die langen weiten Ueberärmel mit weißem Seidenfutter, welche gleichfalls mit Perlmutterknöpfen und Spitzen besetzt sind, hängen um 15 Centimeter länger herab als der Paletot. Der Rock ist ganz ohne Besatz und faltenlos.

3) Anzug für ein Mädchen von 8—9 Jahren. Dreieckiges Hütchen aus weißem Filz mit einem Rand aus ponceau-

rothem Sammet. Sackpaletot aus weißem Tuch mit Revers, Besatz und Knöpfen aus rothem Sammet. Alle Blätter des Rockes aus weißem Kaschmir sind schräg und unten zackig geschnitten, mit rothem Sammet eingefast und mit solchen Knöpfen verziert. An dem Kleiderrock ist ein breiter Bolant unten rings herum angebracht, welcher einen Justanella-Unterrock vorstellt. Halbhohe rothe Stiefeletten aus Maroquin.

Modenblatt No. 58. (834 bis.)

(Originalbilder des *Moniteur de la Mode.*)

1) Elegantes Häubchen aus gesticktem Tüll, welches nach vorn zu eine Schnebbe bildet; der Schirm ist mit Spitzen und schmalen grünen Sammetband umgeben. Ein breites grünes Taffetband und eine große weiße Rose zieren den oberen Theil des Häubchens, während ein zweites Band über die ganze Haube hinläuft und hinten unter dem Chignon geschlungen ist.

2) Morgenhaube aus glattem weißem Mull mit losen Kopfe und einem Spitzenbart. Oben darauf sind drei Mullpuffen angebracht, welche durch Spitzeneinsätze getrennt und mit einer schmalen Spitze umgeben sind. Vorn befindet sich eine Garnitur aus faltig gezogener breiter Spitze; an der Seite ist eine mit gelbem Bänder eingefaste Mullschleife befestigt, der die Bindebänder entsprechen.

3) Fanconhaube aus glattem Musselin, deren Kopf und Bänder mit Spitzenapplication und darum gesetztem blauen Bänder verziert sind. Rings herum läuft eine Garnitur von breiter Spitze und blauem Taffetbänder und an der Seite sind blaue Bandschleifen angebracht.

4) Nathildenhäubchen mit einem runden Fond aus Clunyspitzen, um den eine Krone aus Musselin gesetzt ist, welche auch hinten den Bart bildet. Die Musselinbänder haben in der Mitte einen Clunys-Einsatz und sind rings mit schmaler Guipure umgeben.

5) Krage und Armel aus feiner Leinwand mit Festonstickerei; der Krage ist rings in lauter Vierecke getheilt, die mit gestickten Sternen verziert sind, und bildet vorn zwei große Zaden.

6) Krage und Armel aus doppelter Leinwand mit bunter russischer Stickerei; der Krage ist aufrechtstehend mit umgeschlagenen Ecken.

7) Krage und Armel aus gestickter Leinwand; der Krage läuft in zwei sehr spitze Zaden aus und ist mit schmalen Spitzen und einer gestickten Arabeske verziert.

8) Nachtjäckchen aus weißem Perkal mit schmalen Falten, vorn und um den Hals mit einem breiten gestickten Einsatz versehen; der Krage ist heruntergeschlagen, glatt und mit kleinen Peralknöpfen besetzt. Die Ellbogenärmel sind vorn und um das Armloch mit einem Besatz von gesticktem Einsatz versehen.

9) Mousquetair-Jäckchen, welches unten verrundet und an beiden Seiten mit schmalen Falten verziert ist, die von Zeit zu Zeit mit schmalen ausgebogten Streifen abwechseln. Der Krage ist aufrechtstehend, die Ellbogenärmel mit ausgebogten Streifen besetzt.

Fenilleton.

Verfälschte Nachsicht. Ich befand mich eines Abends zu Paris in Gesellschaft von acht bis zehn anderen Personen bei einer Dame, die soeben ihrer Köchin plötzlich den Abschied gegeben hatte. Noch ganz aufgeregt von dieser Begebenheit, erzählte sie uns die Ursache davon und suchte vergebens die Sache mit etwas kühlerem Blute anzusehen und vorzutragen. Sie hatte nämlich die Entdeckung gemacht, daß jenes Mädchen sie auf eine schändliche Weise bestohlen habe — nacheinander waren silberne Eßbestecke, Schmucksachen und andere werthvolle Gegenstände verschwunden und der Verdacht stets auf andere Personen gefallen, bis sie vor einigen Stunden die wirkliche Thäterin überraschte, wie sie eben aus einem Schreibische Geld entwenden wollte.

Anfangs wollte die Dame die Diebin festnehmen lassen, allein sie ließ sich von den Thränen und der Reue des Mädchens erweichen und benützte sich damit, sie auf der Stelle wegzuschicken, indem sie zu ihr sagte:

— Geh, laß Dich wo anders hängen!

— Das ist freilich sehr schnell gesagt, unterbrach General F., welcher lange in Africa gedient hatte, die Erzählerin; aber wenn sie gehen soll, um sich wo anders hängen zu lassen, geschieht dies stets auf Kosten Anderer, welche ohne unsere Nachsicht nicht die Opfer solcher schlechten Subjecte geworden wären.

— Ihre Reue war so aufrichtig, erwiderte die Dame, daß ich überzeugt bin, sie wird mir die gestohlenen Sachen wiederersehen, wie sie mir gelobt hat.

— Um Gottes willen nicht! rief der General.

— Wie meinen Sie denn das? fragte die Dame ganz erstaunt.

— Nun so hören Sie, was mir vorigen Winter begegnet ist.

Alle rückten ihre Stühle in einen dichten Kreis um den General, welcher Folgendes zu erzählen begann:

— Es war gegen Ende December im vorigen Jahre; ich kehrte von einem Balle in der Rue Saint-Dominique zurück und gelangte in die Champs elysées. An der Ecke der Rue de Bellechasse stürzte ein mit einem Knüttel bewaffneter Kerl, der dort an einer Mauer gelehnt hatte, plötzlich auf mich los, schwang den Knüttel um meinen Kopf und forderte „das Geld oder das Leben!“ von mir. Ich bin sehr kräftig und lasse mich nicht leicht einschüchtern, daher packte ich den Burschen an der Cravatte, versetzte ihm einen tüchtigen Faustschlag und garottirte ihn so ziemlich. Dann schleppte ich den ächzenden Menschen dicht zu einer Gaslaterne hin und erkannte einen früher bei mir in Dienst gewesenen Kammerdiener in ihm.

— Also Du bist's, Robert, Du erbärmlicher Schuft? sagte ich. Kannst Du denn nicht müde werden, mich zu bestehlen? Konntest Du Dich nicht begnügen mit den fünf und zwanzig Louisd'ors, die Du mir damals in Mostaganem entwendetest, worauf ich gutmüthig genug war, Dich nur fortzujagen?

— Ach, mein General! Tausend Teufel, muß ich das Pech haben, an Sie zu gerathen! Ich habe Sie aber auch sofort an Ihrer Faust erkannt.

— Du wirst jetzt mit mir zum nächsten Wachtposten kommen.

— O, mein General, ich flehe Sie an, machen Sie mich nicht unglücklich — ich schwöre es Ihnen zu, daß ich mich bessern will. Ich werde ganz gewiß ein ordentlicher Mensch, auf Soldatenwort! Und um Ihnen die Aufrichtigkeit meiner Reue zu beweisen, gelobe ich, Ihnen mit der Zeit die fünf und zwanzig Louisd'ors wiederzuerstatten, welche ich Ihnen damals in Mostaganem entwendet habe.

Ich ließ mich durch die Bitten meines Spitzbuben erweichen und sagte ihm, er solle machen, daß er fortkomme, ich wolle die fünf und zwanzig Louisd'ors gar nicht wiederhaben.

— Nein, nein, rief er, die Flucht ergreifend — ich erstatte sie Ihnen zurück, damit Sie sehen, daß ich mein Wort getreulich halte.

Und richtig erhielt ich zu Anfang Mai aus dem südlichen Frankreich einen Geldbrief, welcher fünf Hundertfranc-Roten enthielt. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mein General!

Sie müssen vielleicht bald wieder in den Krieg ziehen und können getödtet werden; ich wünschte jedoch, daß Sie nicht mit zu schlechten Begriffen von Robert in jene Welt eingingen. Ich bessere mich mit jedem Tage mehr und bin heute so glücklich, Ihnen die gestohlenen fünf hundert Francs wiedererstatten zu können. Freilich sind sie mir theuer zu stehen gekommen. In Bordeaux habe ich einem Kaufmanne aufgelauert, welcher aus dem Club kam und demselben seinen Spielgewinnst abgenommen — es waren 220 Francs. Dann streifte ich auf dem Lande herum und ermordete einen Bauer, der vom Markte heimkehrte — das machte 130 Francs. Ein Schweinehändler, mit dem ich in der Nähe von Bayonne einen Tanz hatte, mußte mir den Rest der Summe liefern und noch einige Fünffrancstücke dazu, mit deren Hülfe ich in's Ausland gelangen kann.

Sie sehen, mein General, daß eine Wohlthat nie verloren geht.

Robert.“

— Urtheilen Sie selbst, fügte der General hinzu, wie angenehm mir dieses Geld war. Ich habe überall vergebliche Nachforschungen nach den Opfern dieser Raubanfalle angestellt und die 500 Francs endlich den Armen gegeben. Aber ich mache mir noch immer Gewissensbisse darüber, daß ich den Menschen fortgeschickte, um sich wo anders hängen zu lassen.

—r.

Brillante Heirathsaussichten jenseits der Meere. In Australien ist bekanntlich das numerische Verhältniß des weiblichen Theils der Bevölkerung zu dem männlichen ein sehr abnormes: So zählte beispielsweise in Neuseeland zu Ende des Jahres 1864 die männliche Bevölkerung europäischer Abstammung, das Militär abgerechnet, 106,508 Köpfe, die weibliche dagegen nur 65,578. Für junge Damen von respectablem Charakter und tüchtiger Gesundheit fehlt es demnach in jenem Erdtheil nicht an glückverheißenden Aussichten. Eine ausgewählte Ladung junger Damen ist daher vor Kurzem durch die bekannte Philantropin Miß Rye nach Melbourne abgesandt worden.

Ein kluger Gläubiger. Bereits neulich erwähnten wir den Tod des Herrn Leger, Leibschneider Napoleon I., der als ein sehr reicher Mann mit 99 Jahren starb; es sei uns vergönnt, hier noch eine kleine amüsante Anekdote über die Geistesgegenwart dieses früher so wichtigen Mannes zu erzählen.

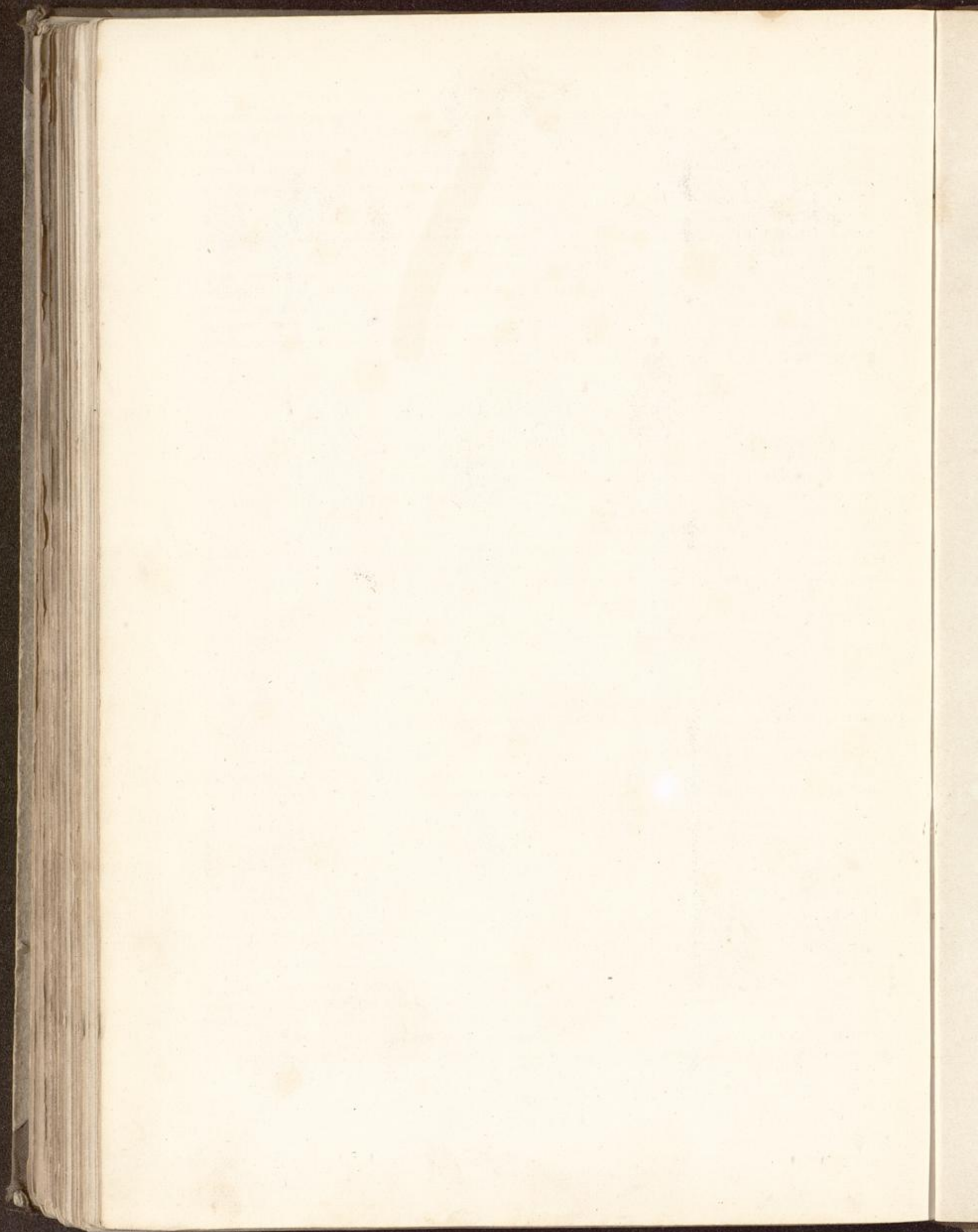


Imp. Lippold, à Paris

834 bis
Ad. Goussier, Ed. à Paris

*Allgemeine Moden-Zeitung,
Leipzig*

Gravure du MONITEUR DE LA MODE *publié à Paris*



Unter seinen Kunden befand sich auch ein Verwandter der Kaiserin Josephine, nennen wir ihn ganz einfach X., welcher äußerst zerstreut war, so zerstreut, daß er Leger seit Jahren zu bezahlen vergessen und eine ganz anständige Rechnung hatte auflaufen lassen. Hierzu mochte er freilich seine guten Gründe haben, unter anderen auch den, daß er durchaus nicht reich war und schon seit lange vergeblich hoffte, es müsse eines Tages ein Strahl der Glückssonne seiner hohen Verwandtin auch sein Dasein erhellen. Ich weiß nicht, warum, allein der Kaiser hatte sich stets völlig taub gestellt, so oft auch seine Gemahlin ihn gebeten, etwas für ihren Schützling zu thun. So antwortete denn X. Herrn Leger jedesmal, wenn dieser ihm mit einem neuen Anzug seine Rechnung präsentirte:

— Der Kaiser muß binnen kurzem etwas für mich thun, dann werde ich Sie bezahlen.

Endlich wurde Napoleon des steten Scharmützels müde, ließ sich von Josephine besiegen und sagte eines Tages: — Nun gut, so mag mir X. am nächsten Empfangstage ein Schreiben überreichen, worin er mir seine Wünsche ausspricht, und ich will dann sehen, was sich machen läßt. Wer war glücklicher als X., welcher dem Schneider freudig diese gute Botschaft verkündigte, als er ihn rufen ließ, um sich für den wichtigen Empfangstag einen ganz neuen Anzug zu bestellen. Leger lieferte denselben pünktlich ab und trieb die Gefälligkeit sogar so weit, daß er selbst kam, um seinem Kunden an dem Empfangsabende beim Ankleiden behülflich zu sein. X. war sehr eilig und so zerstreut, wie nie zuvor — hätte die Beinkleider an die Arme und die Weste an die Beine gezogen, wenn Leger nicht glücklicherweise dagewesen wäre. Als er dann schließlich fertig war und sich zum Gehen anschickte, rief Leger ihm zu:

— Und Ihre Schrift, Ihre Schrift für den Kaiser? Haben Sie sie eingesteckt?

— Nein, das ist wahr!

Leger reichte sie ihm hin, X. fuhr fort, langte in den Tuilerien an, wurde dem Kaiser vorgestellt und überreichte ihm sein Schreiben. Der Kaiser warf einen Blick darauf und sagte lächelnd:

— O, wenn es bloß das ist!

— Bloß das! murmelte X., sich unter tiefen Verbeugungen entfernend, bloß das! Ich bitte um eine Gesandtschaft und der Kaiser findet das für gar nichts!

Der gute X. wartete lange auf seine Gesandtschaft, ohne sie zu erhalten, aber dafür war zu seinem Erstaunen die Rechnung bei Leger schon am folgenden Morgen bezahlt.

Man erräth, was geschehen war. Leger hatte sich die Zerstretheit seines Kunden zu Nutzen gemacht und, da er wol wußte, daß derselbe keinesfalls die gewünschte Gesandtschaft erhalten werde, ihm ganz einfach seine Rechnung anstatt des Bittschreibens in die Hand gegeben; der Kaiser fühlte sich dagegen wieder sehr erleichtert, daß der zerstreute Bittsteller weiter nichts von ihm verlangte, als die Bezahlung einer Schneiderrechnung.

Was für einen Gesandten würde X. abgegeben haben! Die Geschichte besagt nicht, ob er den Streich Leger's jemals erfahren und deshalb einen Haß auf ihn geworfen hat — wahrscheinlich wol nicht.

—r.

Empfehlenswerthes Talent. Der französische Senator Marquis

von Boissy hatte eine derartige Antipathie gegen die Photographie und das Photographiren, daß er eines Tages ein Gelübde gethan, nie und nimmer der Camera obscura und dem Collo-dium als Opfer fallen zu wollen. Man hätte ihn meilenweit jagen können mit dem bloßen Vorschlage, sich photographiren zu lassen.

Und dennoch passirte es ihm eines Morgens, daß er seinem Gelübde untreu wurde — wir wollen erzählen, unter welchen besonderen Umständen dies geschah.

Ein junger Photograph ließ sich bei ihm melden, welcher ihm einen sehr warmen Empfehlungsbrief von der alten Herzogin P., einer Verwandten des Marquis, überbrachte und demselben zugleich mittheilte, er sei der Erfinder eines neuen photographischen Systems, welches ihm gestatte, binnen wenigen Minuten ein Bild fix und fertig herzustellen.

— Mein Herr, sagte der lebenswürdige Senator zu dem jungen Manne, ich kann der Frau Herzogin keine Bitte abschlagen — was wünschten Sie also von mir?

— Ich wünschte, daß Sie mir gestatteten, ein einziges Mal mein Objectiv auf Sie zu richten.

— Es sei, ich will meinem Schwur dies eine Mal ungetreu werden. Gehen wir in den Garten.

Der Künstler war hocheifrig — was für Erfolge standen ihm bevor, wenn es ihm gelungen war, das allbekannte Vorurtheil des Marquis zu besiegen! Er folgte Herrn von Boissy in den Garten, suchte sich dort einen geeigneten Platz für sein Objectiv aus, machte allerhand Vorbereitungen — der Marquis setzte sich indessen auf eine wenige Schritte entfernte Bank und wartete geduldig.

So wartete er bereits eine ganze Viertelstunde und verwünschte innerlich die Photographie sammt allen Photographen, ja sogar die Herzogin, welche ihm diesen auf den Hals geschickt hatte, als derselbe triumphirend rief:

— Achtung, Herr Marquis, rühren Sie sich nicht!

Sechs peinliche Minuten verfloßen. Der Marquis schwitze große Tropfen und wiederholte seine Verwünschungen von vornhin in verstärktem Maßstabe.

Endlich brachte der Künstler sein Bild zum Vorschein.

Aber o Schrecken! Es war das Porträt — eines prächtigen Rhododendronstrauchs, welcher sich zwei Schritte vom Marquis befand.

Der Photograph wollte wieder von vorn anfangen, allein dies lag nicht in der Absicht des Herrn von Boissy.

— Ausgezeichnet! sagte er, einen Blick auf das Bild werfend. Kommen Sie in mein Arbeitscabinet, mein Herr! Ich werde Ihnen Empfehlungsbriefe an alle häßlichen Damen meiner Bekanntschaft geben und Ihr Glück ist sicherlich gemacht, wenn es Ihnen gelingt, sie sämmtlich in Blumen zu verwandeln!

—r.

Unverhofftes Avancement. Ferhad-Pascha, einer der verständigsten und berühmtesten Wesire des osmanischen Reichs, ward aus dem Staube erhoben. Er war noch einer Janitscharen-Oda. Als er eines Tages früh auf dem Markte umherging, den Kiaja des Wesirs verwünschend, begegnete ihm ein Mann, der ihn fragte, was ihn so sehr in Zorn gebracht. „Was geht's Euch an?“ er-

widerte Ferhad. „Könnt Ihr mir funfzig Hiebe auf die Fußsohlen ersparen, die ich heute unverdient empfangen soll? Ich bin noch in einer Oda. Ich soll einkaufen, habe auch so viel eingekauft, als für ein Zimmer nöthig ist; aber alle Waaren sind weg, und es ist doch ohne Zweifel noch früher Morgen. Der Kiaja legt so hohe Abgaben auf die Lebensmittel, daß man nicht halb so viel, als nöthig ist, auf den Markt bringt. Die Janitscharen können nicht so verpflegt werden, als der Sultan es ihnen ausgesetzt hat. Die Herren am Brette bereichern sich und das Volk stirbt vor Hunger. Wäre ich am Platze, es sollte anders sein!“

Einige Tage nachher wurde Ferhad ins Serail gerufen. Wie groß war seine Bestürzung, als er in dem Sultan Murad III. den Mann erkannte, mit welchem er so freimüthig gesprochen. Der Koch kam sogleich an die Stelle des Kiaja.

Ein gemüthliches Duell. Ein Journalist, Namens D., hatte in einem seiner Artikel einen jungen Professor etwas spöttisch angegriffen, und Lekturer fühlte sich schwer beleidigt, von dem Zorne und Kampfesmuthe der antiken Helden entflammt, über die er täglich Vorlesungen hielt, weshalb er sich mit zwei Freunden bei dem Journalisten einfand, Genugthuung zu verlangen.

D. versuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm die Versicherung ertheilte, daß er ihn vielleicht zu streng beurtheilt, allein keinesfalls die Absicht gehegt, ihn zu beleidigen, und daß er überhaupt die Grenzen der vernünftigen Discussion nicht verlassen habe.

Allein Professor R. wurde so heftig und vergaß sich dermaßen, daß an eine gütliche Beilegung der Sache nicht mehr zu denken war.

Hierauf sagte D.: — Trotz aller meiner Erklärungen bestehen Sie darauf, sich mit mir zu schlagen? Nun gut! Das Duell ist in meinen Augen eine sehr ernste Sache, daher erkläre ich Ihnen, mein Herr, daß Einer von uns Beiden jedenfalls auf dem Platze bleiben muß.

- So will ich auch die Sache gemeint haben, entgegnete R.
- Gut, das ist also abgemacht. Morgen sehen wir uns!
- Ja, morgen früh, die Pistole in der Hand.

Am folgenden Morgen trafen zur bestimmten Stunde beide Gegner in Begleitung ihrer Zeugen auf dem gewählten Platze ein; man maß die Entfernung und lud die Pistolen. In dem Augenblicke, wo der erste Secundant das Signal geben wollte, bat D. um die Erlaubniß, eine Bemerkung zu machen und sagte, auf seinen Gegner zuschreitend:

— Ich habe Ihnen gesagt, daß Einer von uns Beiden auf dem Platze bleiben müßte?

— Ja, mein Herr, Einer von uns Beiden, also kommen wir zur Sache!

Hierauf schoß der Journalist seine Pistole in die Luft ab und rief:

— Gut, so werden Sie jedenfalls auf dem Platze bleiben, denn ich gehe!

Damit zog er rasch seinen Rock wieder an, setzte den Hut auf und entfernte sich mit einer artigen Verbeugung gegen sämtliche Anwesende.

Jetzt konnten sich die Secundanten nicht mehr halten, sondern brachen in ein einstimmiges herzliches Gelächter aus. Auch der heute viel ruhiger gewordene Professor mußte mitlachen und reichte

dann seinem Gegner die Hand zur Versöhnung, welcher hiergegen heiter gelobte, sich künftighin mit seinen Kritiken mehr in Acht nehmen zu wollen. —r.

Albumblätter.

Nur wenig Menschen eigen ist die Sinnesart,
Reidlos den Freund zu ehren, der im Glücke wohnt.
Mejchylos.

Ein Thor der Klage
Stets Andere an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht Andere klaget
Der Weise an. Herder.

Prüfe: Von wie vielen Personen wirst Du geschätzt? Von welchen wirst Du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst Du Dir eine Vorstellung von Deinem eigenen Werthe machen.
Zscholle.

Räthsel und Aufgaben.

Wißt, daß ich Euch in Nöthen schütze,
Und fällt ein Zeichen weg, vor Hitze.

Mein Erstes droht
Der Freundschaft Tod,
Vom Ganzen blieb das Zweite,
Wenn man es erst zerstreute,
Und wirst Du das Ganze nun finden,
So wirst Du kein Ganzes ergründen.

Anagramm.

Man wolle sich vier Buchstaben denken, deren Gesamtwert (a = 1, 2 = b u. s. w.) nach der Reihenfolge des Alphabets 44 beträgt. Durch Umstellung der vier Buchstaben erhält man nacheinander den Namen einer Stadt, eines Chalifen, einer Gottheit der Römer und eines berühmten römischen Dichters. Diese vier Buchstaben und diese vier Namen sind?



Lösungen der Räthsel und Aufgaben in Nr. 46.

Kautenkranz.

Waage — Wege — Woge — Wiege.

	L	osie	N	
	Z	erich	D	
	M	ante	S	
Lincoln.	C	eylo	R	Sohnson.
	D	ffenbach	H	
	L	egnag	D	
	M	angafat	J.	

Beim Angesicht kennt man den Mohren
Und an der Rede den Thoren.

Briefpost.

Helene, Johanna, Paul in Leipzig. Freundlichen Dank. Sehr brav gerathen.

Herrn K. F. in L. Auch wir hoffen, daß es nicht wieder vorkommt. Die Lösungen wie immer richtig.

Paul Zimmermann in L. Mitten in's Schwarze getroffen.
Herrn Fr. O'Kelly in Eisenach. Ihre Nachricht hat uns aufrichtig gefreut; für die Lösungen unsern besten Dank.

Hrl. Anna C. in M. Wir finden auch, daß man einem Jugendfreund ein solches Geständniß, wie Sie es gethan, ablegen kann, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden; daß dieser Fall nicht eingetreten, ist ein Beweis grenzenloser Güte. Möge Ihnen diese Auffassung Antheiliger zur Beruhigung dienen.

Hrl. Helene v. M. in Dr. Wenn Sie den Trivolitätenkragen zwischen feinen Mull geheset waschen und sich nach der Wäsche die Mühe nicht verdrießen lassen, jede einzelne Dese sorgfältig mit der Nadel aufzugiehn, so erhält der Kragen völlig wieder das Aussehen eines neuen.

Hr. v. Th. in Str. Eine sehr geschmackvolle Verzierung der in schrägen Carrouer durchsteypten seidnen Kragen und Manschetten sind schwarze Beulen, welche man einzeln, doch nur in kleinen Zwischenräumen, den Steppstichreihen entlang aufnäht.

Herrn Dr. J. G. in S. Ihr Manuscript kam so spät nach dem anberaumten Termin, daß wir jetzt zu unserm Bedauern von einer Aufnahme abzusehn gezwungen sind.

Hrl. R. D. in G. Vielleicht. Ueber Balltoiletten finden Sie schon Einiges in dem Modenbericht dieser Nummer.

Hr. Hofst. v. M. in Berlin. Bis jetzt war es uns leider unmöglich, trotz aller angewandten Mühe das gewünschte Kochrecept zu erhalten; wir hoffen jedoch, daß wir es Ihnen später werden mittheilen können.

Intelligenzblatt zur Molen-Beitung.

Literarische, mercuriale und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei ¼, ½ und ¾ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir franco.

Dürer'sche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von **C. F. Schmidt** in Leipzig erschienen in diesem Jahre nachstehende Novellen, Erzählungen, Romane &c., welche in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorrätzig sind:

Goethe und sein Liebeleben.

Historischer Novellenkreis

von

H. E. K. Belani.

3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

I. Goethe als Knabe und sein erstes Liebewehen. Genrebild und Novelle. — II. Gretchen aus Frankfurt. Novelle. — III. Annette (Räthchen) aus Leipzig. Novelle. IV. Friederike Deser aus Leipzig. Novelle. V. Charitas Reigner in Worms. Novelle. — VI. Emilie und Lucinde in Straßburg. Novelle. — VII. Friederike Brion aus Seseheim. Idylle. — VIII. Charlotte Buff. Erzählung. IX. Lili. Novelle. — X. Charlotte von Stein. Erzählung. — XI. Emma Lyonna und die schöne Mailänderin. Bilder aus dem Süden. — XII. Christiane Vulpius. Ein Lebensbild. — XIII. Minna Herzlieb. Novelle. — XIV. Bettina. Ein Capriccio. — XV. Die zwei Lehten: Ulrike von Lewezow und Marie Sczmanowska. Nachwort.

Der Achatring.

Eine Erzählung

von

Hedwig von Numers,

geb. von Ehrenstam.

Aus dem Schwedischen

von August Krehshmar.

3 Bände. 8. broch. 1866. Preis 2 Thlr.

Da Hedwig von Numers bei ihren Landsleuten als Schriftstellerin bereits dieselbe Anerkennung gefunden, wie Marie Sophie Schwarz, ja in ihrer fesselnden Erzählungsweise von vielen derselben noch über diese gestellt wird, so dürfte sie auch in Deutschland recht bald eben so viele Gönner und Leserinnen finden, wie Sophie Schwarz.

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. K. Belani.

Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

Die Pflanzersfamilie auf Martinique. Besetzung von Martinique durch die Engländer. Maria. Gute Hoffnungen und Befürchtungen. Die Franzosen auf Martinique. Die Familie von R... Erziehung von Josephine und William. Flucht und Abenteuer im Urwalde. Die erste Liebe. Trennung der Liebenden. Die Intrigantinnen und die Wahrsagerin. Merkwürdige Prophezeiung. Josephine sucht ihre Kinder zu retten. Briefwechsel mit ihrer kleinen Hortense. Herr von Beauharnais läßt seine Kinder zurückberufen. Die Fürstin von Salm wird hingerichtet und Josephine mit ihrem Gemahl verhaftet. Gefängniß des Luxemburg. List der Frauen. Josephinens Promenade und rascher Entschluß. Häuslicher Zwist. Scenen auf Malmaison. Absicht, Bonaparte zu verhaften. Josephinens Mitwirkung. Bonaparte auf Malmaison. Josephine und Joseph Bonaparte. Murat. Der 18. Brumaire. Bernadotte. Bonaparte mit der Generalität begiebt sich zu den Truppen. Das Consulat. Luxemburg &c.

Sagenbibliothek.

Norddeutsche Sagen, Volksmärchen und Legenden.

Von

Amalie Schoppe geb. Weise.

Dritte Auflage.

2 Theile. 8. broch. 1866. Preis 15 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Zwei Fürstinnen.

Ein Roman

von

Louise Ernesti

(Malvine von Gumbracht).

2 Bände. 8. 3 Thlr.

Ein neues Buch der gefeierten Mitarbeiterin der „Gartenlaube“ wird vom Publicum stets freundlich aufgenommen. Die Hausblätter urtheilen über die Verfasserin wie folgt: „Sie beherrscht ihren Stoff, bleibt maßvoll von Anfang bis zum Ende und versteht es, selbst das Feinliche uns durch ihre Darstellung weniger peinlich zu machen.“ Ueber die Novellen „Aus alter und neuer Zeit“ urtheilen die Erheiterungen: „Dieselben Vorzüge, welche wir schon früher von den Romanen der Verfasserin, z. B. „Kriegerin und Fabrikant“ hervorgehoben haben, kennzeichnen auch diese Dichtungen, nämlich eine ungemeine Zartheit und Adel der Empfindung bei einer markigen Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung.“

Sein und Nichtsein.

Erzählung

von **Gustav Höcker.**

Versaffer von „Kaufmännische Carrièren“ und „Dunkles Spiel“.

8. broch. 1½ Thlr.

Der Verfasser der „Kaufmännischen Carrièren“ und des „Dunklen Spiels“ bestätigt mit dieser seiner neuesten Gabe nur die früher schon über ihn gefällten Urtheile der Kritik der bedeutendsten deutschen Zeitschriften, durch welche er mit seltener Einstimmigkeit mit Charles Dickens gleichgestellt wird.

Höchst originell beruht der Titel dieses Buches auf zwei durch die Erzählung gehenden Gestalten, von denen, infolge einer ebenso natürlichen, als virtuos behandelten Verkettung von Umständen, die eine derselben am Schlusse sich als ein Trugbild, ein Phantom erweist.

Gesellen des Satan.

Roman in zwölf Büchern

von **Ernst Willkomm.**

Erste Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 3½ Thlr.

Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Goethe, haben ein Paar Aussprüche gethan, die betrachtet man jeden für sich allein, gegen einander zu streiten scheinen. Bei Schiller heißt es: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“ Goethe dagegen läßt auf die Frage des Faust an Mephistopheles: „Wer bist du denn?“ diesem die merkwürdige und doch so ewig wahre Antwort geben: „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Der Verfasser des Romans „Gesellen des Satan“ machte auf seinem ziemlich bewegten Lebensgange Beobachtungen, welche ihn ebenso oft an den angeführten Ausspruch Schillers wie an das tief sinnige Wort Goethe's erinnerten. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht „der Fluch der bösen That“ seine Früchte trägt. Und doch, betrachtet der Denker vorurtheilsfrei das Treiben der rastlos kämpfenden und in diesem Kampfe immer vorwärts strebenden Menschheit, so wird sich ihm die beruhigende Ueberzeugung aufdrängen, daß bei allem Schlimmen, welches der Tag hervorbringt, ordnend und bildend über all dem scheinbar wild gährenden Chaos die Vorsehung steht und Alles zu gutem Ende führt.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig:

Schill und seine Gefährten.

Historische Novelle

von

Karl Freiherrn von Kessel.

Preis broch. 24 Ngr.

Von Nah und Fern,

zwei historische Novellen:

Binnen vierundzwanzig Stunden und Ueber den Delaware

von

Ferdinand Pfug.

Preis broch. 24 Ngr.

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression etc. Ferner:

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, worunter welche mit Necessaires, Cigarrentempel, Schweizerhäuschen, Photographiealbum, Schreibzeuge, Cigarrenetuis, Tabakdose, Nähtischen, tanzende Puppen, alles mit Musik. Stets das Neueste empfiehlt
H. J. Heller in Bern. Franco.

Diese Werke, die mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheitern, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen. Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen.

Concessionirte

Privat-Entbindungs-Anstalt.

In dem Hause eines Arztes (in einer reizenden Gegend des Harzes ganz isolirt gelegen) werden Damen aufgenommen, die ihre Entbindung geheim halten wollen. Bei nobler und liebevoller Behandlung wird die strengste Verschwiegenheit gesetzlich garantiert. Adresse: **A. Z. 70**, poste restante **Sangerhausen.**

Im Verlage der Dürr'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Claudius,

Briefmarken-Album.

6. Auflage.

In verschiedenen elegant gebundenen Ausgaben.

- Nr. 0. mit Text, eleg. cartonnirt 15 Ngr.
 „ 1. „ „ in Halbkleinband mit Deckelprägung und Goldtitel 17½ Ngr.
 „ 2. „ „ in Ganzkleinband mit Deckelprägung und Goldtitel 22½ Ngr.
 „ 3. „ „ in Ganzkleinband, Deckel reich vergoldet m. Schloß 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. A. Diezmann. — Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. — Druck von A. Edelman in Leipzig.